Mai 1949



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Die Welt hat 305 Millonen Katholiken, 158 Millionen Schismatiker, 220 Millionen Protestanten, 13 Millionen Juden, 240 Millionen Mohamedaner und 790 Millionen Heiden.

Wir stehen immer noch am Anfang unserer Missionsarbeit und wir dürfen die Hände nicht müßig in den Schoß legen.

Immer noch am Anfang — nachdem die Weltkundigen die Erde in allen Teilen erforscht, in alle Längen- und Breitgrade vorgedrungen, zu allen Höhen hinauf- und in alle Tiefen hinabgestiegen sind. **Und das Suchen nach der Menschenseele?**

Immer noch am Anfang — nachdem die Weltweisen die Erdkugel mit Schienen umgürtet, mit kupfernen Drähten umspannt, mit Dampf umhüllt und mit Flugzeugen umkreist haben. **Und die Arbeit an der Menschenseele?**

Immer noch am Anfang — nachdem die Mächtigen die Erde aufgeteilt, die Völker unterworfen, den Handel ausgebaut und das Land ertragfähig gemacht haben. **Und der Gewinn von Menschenseelen?**

Um der Menschenseelen willen hat vor 2000 Jahren der Heiland Jesus Christus den Missionsbefehl gegeben. Können und dürfen wir da müßig zuwarten?

Dieses alles will nicht nur gelesen sein: **Es muß auf den Knien vor dem Kreuze erwogen werden.**

Über die Hälfte der Menschheit sitzt noch in Finsternis und Todesschatten. Wer trägt die Verantwortung?

Bevor du so fragst, frage dich selbst: **Was ist meine Pflicht?**

(Rob. Streit, O.M.J.)

Trete dem Marianischen Missionsverein bei. Dort kannst du deine Missionspflicht erfüllen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

17. Jahrgang Mai 1949, North Battleford, Sask. No. 8

Dies und Das

Mai 1949 Draußen ist es Mai geworden. Sonnenlicht und frohe Winde erfüllen die Lüfte. Von den höchsten Höhen des Himmels kommen sie. Vom weitesten Süden und aus den Ländern des weit hinter den Feldern und Bergen liegenden Morgens und Abends ziehen sie daher. In die tiefsten Tiefen des Menschensherzens greifen sie. Wie segnende Geister eines neuen Hoffens ist all das Wehen und Leuchten zu uns ins Land gezogen, und das Blühen und Duften und Singen und Rauschen, das sie begleitet, sind wie das Grüßen der Kreatur an das Neue, das nun endlich der langen Winternacht Meister geworden ist.

Freude und Hoffen allüberall. Wie könnte es auch anders sein? Mit dem Frühling beginnt ja das neue Jahr erst so richtig. Der Mensch will ja nicht nur die Zeit des Jahres, er will das Leben des Jahres. Und er will froh leben, so froh, wie die Frühlingswonne des liebholden Monats Mai.

Jedes Jahr wird es Lenz. Jedes Jahr zieht die große Freude des Hoffens durch alle Natur, und jedes Jahr sagt sich der Mensch: Jetzt muß es doch anders werden.

Und es wird nicht anders.

Während draußen alles jubelt und singt und jeder Sorge zu spotten scheint, fällt mein Blick auf einen Stoß von Schriftstücken, die auf meinem Schreibtisch liegen. Dünne Blätter liegen da und Bogen aus dickem, ganz billigem Papier. Alle sind sie dicht beschrieben, und alle sind sie aus Europa.

Draußen schreit ein Vöglein auf. Ein gieriger Habicht ist hinter ihm her. Das Vöglein kann sich wehren. Durch sein Angstgeschrei kam jemand daher, der den wilden Habicht verscheuchte und das angstzitternde Vöglein dahinfliegen ließ.

Die Sprache der beschriebenen Blätter auf meinem Schreibtisch ist stumm. Sie beginnt erst dann erschauernd laut zu werden, wenn man ihr mit dem Ohre des lebendigen Christentums lauscht; mit jenem Geiste, der nicht dieser Welt entstammt, der jedoch in Gott seinen Ursprung hat — und im Menschen leben sollte.

Unter dem Titel „Herr, erbarme Dich!“ bringt der heutige Marienbote eines dieser Schriftstücke. Ein weiteres ist unter „Die Lage des deutschen Kindes“ zu finden.

Der Leser möge selbst urteilen, was diese Dokumente sagen. Dem Selbstsüchtigen sagen sie selbstverständlich nicht viel. Auch nicht dem durch Nationalstolz und politischen Phanatismus Blindgewordenen. Diese drei Mächte: Selbstsucht im Kleinen, Nationalstolz und Machtpolitik, sind ja doch gerade jene unheiligen Geister, deren Brausen die erschauernde Geschicke unseres Jahrhunderts leiten. Sie wollen es nicht anders. Sie wollen es so, wie es ist. Denn ihr Glaubensbekenntnis heißt: Auf den Leichen und Trümmern der Verhaßten soll sich aufbauen das neue Leben!

Das Geheimnis des Kreuzes. Leben und Sterben, Blut und Auferstehung sind ein Geheimnis. Auf den Leichen und Trümmern der Verhaßten will die heutige Welt jenes neue Leben bauen, um das sie kämpft — aus dem Blute und den Leiden der Geliebten, der am allermeisten Geliebten, hat Gott immer wieder neues Leben, wahres Leben des Friedens und höchster Begnadung, kommen lassen.

Der allererste, der des Lebens wegen sterben mußte, war der Sohn Gottes selbst. Ihm folgten die Martyrer der ersten und der späteren Jahrhunderte, ihm folgen heute die Martyrer des zwanzigsten Jahrhunderts, all die großen gottestreuen Leider, all die kleinen Leider um der Gerechtigkeit willen.

Warum ist es so? Und warum muß es so sein? Warum ist selbst das Kreuz Jesu Christi so hart, so schlagend, so jammererfüllend?

Christi Kreuz ist nicht schlagend. Was heute schlägt, ist nicht die Peitsche Christi, es ist die Knute der Sünde, die zurückschlägt, weil andere damit geschlagen wurden. Nicht Gott hat sie erfunden, der Mensch hat sie gewollt und geflochten.

Damals schon, als Adam sich im Paradiese von Gott abwandte, als er sein eigenes Wollen dem Wollen Gottes vorzog, war diese Knute fertig, von Menschenhand gemacht. Der erste, der unter ihr zusammenbrach, war Abel.

Er starb, weil Kain gierig war, gierig nach Besitz und gierig im Neid.

Das durch Adam in die Welt gestellte Gesetz der Selbstsucht, das sich über Gott und Bruder erhebt, kann nicht anders, es muß die Rechte des anderen, die Rechte Gottes und die des Bruders, vernichten, um selbst größer an Rechten werden zu können. Und es vernichtete, wo es nur konnte, mit jedem Jahrhundert von neuem, mit jedem Jahrtausend mit neuer Wut der Gier.

Die Größe, mit der dieses Menschengesetz sich an Gott versündigt hat, kann kein Mensch ermessen. Wir können uns aber denken, daß es ungeheuer sein mußte. Hätte Gott alle Menschen, die lebten und leben und noch leben werden, dieser Gräßlichkeit wegen bestraft, mit allen Ewigkeiten der Hölle, es hätte diese Strafe nicht wieder gutmachen können, was der Mensch aus Selbstsucht versündigt hat.

Nur einer konnte wieder gutmachen: Und das war Christus, der unendlich heilige Gottessohn selbst. Er brauchte nur einmal zu sterben, um Sühne für den Menschen zu leisten.

Nicht die Menschen strafte Gott, er selbst nahm die von seiner Gerechtigkeit geforderte Stafe auf sich.

Das ist die wahre Bedeutung des Kreuzes. Nicht Menschen zu schlagen, wurde es aufgestellt, sondern um Versöhnung und um Erlösung von allem Jammer zu bringen.

Wie ist es aber jetzt? Das Kreuz war da — der Jammer der Menschheit hat sich jedoch fast bis zum Unmöglichen gesteigert, und der himmelschreienden Ungerechtigkeit war nie mehr auf Erden als gerade jetzt. Und dazu heißt es noch: Aus dem Blute der Leider baut Gott neues Leben. Wie ist das?

Ja, wie ist das, Du großer Gott?

Es ist so: Gott hat den freien Willen des Menschen nicht aufgehoben. Immer noch kann der Mensch ganz frei wählen zwischen dem Gesetze Gottes und dem der Selbstsucht.

Das Gesetz Gottes fordert Demut und Unterwerfung. Das Gesetz der Selbstsucht spricht von Stolz und Unabhängigkeit. Diese liebt der Mensch. Er liebt sie erst im Kleinen, und er endet im Großen, wo er nicht mehr sieht, was sich da aus seinem Wollen und unter seinen Händen entwickelt. Wo er nicht mehr sieht, wie sich sein kleines Hassen und Rauben und Lügen und Schlagen zur Millionenmacht entwickelt, unter deren Faust heute jenes Millionenwimmern erklingt, das den immer noch lebendig Glaubenden zum Erstarren bringt.

Mit der Gier des Einzelnen rechnet Gott persönlich ab. Die Millionenmacht der Selbstsucht, die Sünden der Völker und der Generationen, werden hier auf Erden durch den Geist ihrer eigenen Untaten bestraft. Und da leidet der Unschuldige genau so wie der Schuldige. Der eine — nach Gottes Gesetz — aus Sühne für die Massensünde, der andere aus Strafe.

Muß das so sein? Muß der Gerechte und der Unschuldige mitleiden?

Es ist wohl notwendig, daß er mitleidet. Ja, die Leiden des Gerechten sind wohl gerade das Wertvollste was wir heute noch neben Gott haben. Nie wird Gott den Willen des Menschen zum Guten zwingen. Das Blut der Unschuldigen jedoch, die in sühnender Gottesverehrung alles in sich und um sich herum brechen, was der Selbstsucht entstammt, der Geist jener, die da sich selbst sterben, um den Geist von oben tiefer und inniger und glühender

Aus der Nachfolge Christi

Töricht, wer seine Hoffnung auf Menschen oder andere Geschöpfe setzt. Schäme dich nicht, um der Liebe Jesu Christi willen anderen zu dienen und in dieser Welt arm zu scheinen. Vertraue nicht auf dich selber, sondern baue deine Hoffnung auf Gott. Leiste, was dir möglich; dann wird Gott deinem guten Willen zur Hilfe kommen. Halte nicht zu viel auf deine Einsicht nich auf die Klugheit anderer. Sondern vertraue auf die Gnade Gottes. Er hebt die Demütigen, die Hoffärtigen aber erniedrigt er.

Rühme dich nicht deines Reichtumes, noch der Freunde, weil sie mächtig sind. Vielmehr rühme dich in Gott, da er alles reichlich spendet und vor allen Gaben sich selber zu geben verlangt. Sei nicht stolz auf Größe oder Schönheit des Körpers. Eine unbedeutende Krankheit kann sie vernichten oder entstellen. Werde nicht eitel auf Geschicklichkeit oder Talent, damit du Gott nicht mißfallest; denn ihm gehört alles, womit die Natur dich ausgerüstet.

Als einen glücklichen Tag sollen wir den betrachten, an dem wir etwas Böses verhindert oder etwas Gutes vollbracht haben.

---

in sich leben zu lassen, schafft hier auf Erden jenes Leben, das eigentlich von Gott gewollt ist und das allein Seligkeiten bringen kann.

Von acht Seligkeiten hat Jesus gesprochen. In den Martyrern des zwanzigsten Jahrhunderts sind sie verwirklicht. Sie, die Heiligen, die in Liebe leiden, tragen die Wunden Christi an sich, und mit ihnen auch die geheimnisvolle Erlösungskraft dieser Wunden.

Das ist leicht gesagt — und schwer verstanden. Es ist aber so, daß das gläubige Christentum der geheimnisvolle Leib Christi auf Erden ist. Wo der Leib Christi ist, da sind auch die Wunden Christi. Und hier auf Erden bluten und schmerzen diese Wunden. Ihr Zweck ist jedoch nicht der Schmerz, sondern die Erlösung anderer vom Schmerz durch das Sterben der Selbstsucht in allem, was vom Kreuze kommt.

Maria. Wie schwer das doch alles ist! Wer kann es fassen und verstehen? Lohnt es sich überhaupt der Mühe, es verstehen zu lernen? Vor genau 32 Jahren, am 13. Mai 1917, erschien die Gottesmutter Maria der Menschheit in Fatima. Sie sprach von diesen Dingen, die wir eben sagten. Sie sprach jedoch viel einfacher und klarer darüber als wir es vermögen. Sie sprach kurz und klar: Büßet für die Sünden der Welt, für eure und für der anderen Sünden. — Wer das tun will, muß sich um die Liebe Gottes im eigenen Herzen bemühen. Nicht jede Liebe ist da gut genug. Auch das hat Maria uns kundgetan. Sie sprach vom Rosenkranzgebet. Sie sprach von der frommen Betrachtung, von der täglichen Betrachtung der Rosenkranzgeheimnisse. Sie forderte uns auf, jeden Tag daran zu denken: Wer hat dich erlöst? Wie wurdest du erlöst? Warum wurdest du erlöst?

Betrachten sollen wir, um zu einem anderen Denken und Lieben zu kommen. Um zu jenem Denken und Lieben zu gelangen, das uns in Gott unsere einzige Hilfe suchen läßt, und das uns mit dieser Hilfe Gottes jenes wirken zwingt, was wir wirken sollen: Das Brechen der Selstsucht in unseren Herzen und das Aufschauen zu Gott!

Erlösungsschmerzen sind notwendig. Die Leiden der gegenwärtigen Martyrer sind nicht notwendig gewesen. Sie brauchten nicht zu kommen. Der Schmerz der Abtötung unseres Stolzes, unserer Gier nach Hab und Lust, dieser Schmerz jedoch ist unbedingt notwendig. Wo die Menschen ihn nicht wollen, muß unbedingt das kommen, was wir heute haben. Und es wird noch stärker und noch grausamer kommen, wenn wir nicht einsehen und umkehren, vom breiten Weg auf den schmalen Weg. Auf den Weg, der unsere Selbstsucht furchtbar beengen kann, der jedoch weit ist und breit und hoch dem liebenden, gottumfassenden Geiste.

Wolle Maria, die Königin des Monats Mai, uns helfen, diesen Weg wiederzufinden.

Der Schriftleiter.

Herr, erbarme Dich!

Folgender Brief einer verschleppten Klosterschwester an ihre Eltern ist vor kurzem in unsere Hände gekommen. Der Zweck, um dessen willen wir ihn veröffentlichen, ist nicht zu zeigen, was heute in unserer Welt vor sich geht: Wir möchten Erbarmen erwecken, Erbarmen in den Herzen jener, die noch beten und glauben und lieben. Auf dass sie beten für die grossen Leider des erlösenden Christentums — Schriftleiter.

„Meine lieben Eltern! — Nun gibt es doch eine Gelegenheit, Euch ein Lebenszeichen zu geben. Aber ob mein Briefchen ankommt? Ob Ihr mich schon gestorben glaubt? Es ist ja schon so lange her, daß wir Schwestern nach Rußland verschleppt wurden. Aber spührt Ihr nicht, wie oft mein Heimweh und meine Sehnsucht bei Euch anklopft? Manchmal möchte ich schreien: Vergesset mich nicht! Betet für uns, helft uns, wir sind so arm, so verlassen, im tiefsten Elend. Vergesset uns nicht! Betet für uns!

Es ist so furchtbar, was wir etwa 1600 Schwestern durchmachen. Wir werden wie die Tiere behandelt, mit Schlägen zur Arbeit und von ihr zurückgetrieben. Wir gelten weniger als die Tiere, denn auf uns wird keine Rücksicht genommen, ob wir zusammenbrechen und tot liegenbleiben, oder ob uns eine Wache zu Tode prügelt, ist ganz gleichgültig. Wortlos, mit mutlosem Herzen, fast stumm, wanken wir zur Arbeit. Und wenn die Arbeit nicht rasch genug vorangeht, oder die Wache schlecht gelaunt ist, dann saust die Peitsche auf uns. Erst hatten wir an einer großen Brücke über einen Fluß gearbeitet, schwerste Männerarbeit. Eisenbalken tragen und schieben, hoch über den Fluß. Wer zusammensank, bekam die Peitsche; wer liegen blieb, den stieß die Wache hinunter in den Fluß. Den ganzen Tag schwerste Arbeit bei ganz trauriger Ernährung, nur etwas schlechtes Brot und eine dünne Suppe. Viele erliegen den Anstrengungen, wir beneiden sie um ihren Tod. Gegenwärtig arbeiten wir in einem Bergwerk, den ganzen Tag unter der Erde, in schlechter Luft. Viele starben.

Wenn wir nur jemanden hätten, der uns ermutigt, aufrichtet, ein wenig helfen würde. Aber wir haben gar niemand. Wir sind ganz verlassen und vereinsamt. Kein Sonn- und Feiertag, nur Arbeit, Hunger, Schläge, eine armselige, kalte Arbeitsba-



Der erste Martyrer.

Nach der Beichte

Selig, wer solch Heil befühlet,
Wer die sündvolle Brust
In der Beichte hat erkühlet,
In der Reue frommen Lust.

O unendliches Erbarmen,
Ja, ich fühle mich dir nah,
Auch mich trägst du in den Armen,
Daß ich Gottes Antlitz sah.

Zur Beichte geh'n die Sünder,
Schleppend eine tote Welt,
Aus der Buße wie die Kinder
Tummeln sich durch's Blumenfeld.

Alles wird zum Paradiese:
Mensch und Tier versöhnet sind,
Und die Blumen senden Grüße
Von dem lieben Jesuskind.

O, wie lacht der Garten heiter!
Funkeln nicht die Blumen schön?
Und der Himmel scheinet weiter
In der Vögel Lustgetön.

Clemens Brentano

racke, eine harte Pritsche ohne Wärme, alles voll Schmutz und Ungeziefer, wir selbst in Lumpen gekleidet. Und immer schwerste Arbeit und ungestillter Hunger. Wir sind kaum mehr Menschen.

Ach, liebe Eltern, wenn Ihr wüßtet, wie hart unser Leben und wie groß unsere Not! Wir geben uns alle Mühe, den Glauben an die Vorsehung hochzuhalten, immer wieder zu beten: „Ich glaube, ich vertraue!" Aber es ist so dunkel in der Seele, so tiefes Dunkel. So einsam und verlassen sind wir. Keine geistliche Übung stärkt uns, keine heilige Kommunion seit zwei Jahren. Wir sind verlassen und vergessen von allen. Und die Seele schreit: „Mein Gott, mein Gott, wie hast Du uns verlassen!" Es ist so schwer, keine Hoffnung zu sehen, keinen Stern. Mutter, ahnst Du unsere Seelenqualen? Und niemand hilft. Allein und verlassen. Aber wir glauben an Gott und vertrauen auf die Vorsehung. Trotz allem. Wir alle tragen noch das Kreuz auf unserer Brust, und inmitten aller Not und Verlassenheit bekennen wir uns zu Ihm, dem wir doch die Treue halten wollen bis in den Tod. Aber, betet für uns! Bitte, bitte, betet für uns!

Wie manchmal meinte ich im Kloster, dieses oder jenes sei schwer und hart, lieblos und ungerecht. Meinte es nicht tragen zu können. Was wir jetzt Tag für Tag erfahren, ist nicht zu sagen. Und doch glauben wir, daß Gott alles zum Heile unserer Seele lenkt. Ich kann Dir nicht alles sagen, wie man uns Frauen erniedrigt, uns die Ehre nimmt und mit Füssen tritt. Und wir sind doch alle Schwestern, die sich dem Heiland geweiht, und die trotz allem Ihm allein gehören. Aber die Not, die Seelennot, ich kann es nicht sagen. Wir sind ohne jedes Recht, wir werden mit Füssen getreten, sind der gemeinsten Willkür wehrlos ausgeliefert. O, diese Nächte, wenn wir trotz Übermüdung dann nicht schlafen können, wenn die Tränen in lautloser Qual der Seele rinnen — und noch immer wartet der Tod und erlöst uns nicht. Ach Mutter, ich will es Dir nicht schwer machen, ich sage ja nur den kleinsten Teil.

Und doch murren wir nicht gegen Gottes Fügung, gegen diese Sklaverei für Leib und Seele. Aber ich beschwöre Euch: Betet für uns, daß wir arme Seelen Gottes Pläne erfüllen. Wie ist doch so klein und unbedeutend, was ich früher durchmachte, so armselig klein gegen die Last, die wir jetzt tragen. Diese Tage und Nächte, diese Not und Verlassenheit. Erbarmt Euch unser und betet für uns, daß Gott diese Tage abkürze, daß Er uns beistehe mit Seiner Hilfe. Er, der Einzige. Denn wir glauben trotz allem an Ihn und Seine Liebe zu uns. Und wenn wir abends auf die Pritsche sinken, todmüde an Leib und Seele, befehlen wir uns doch Seiner Hände und in den Schutz und Schirm unserer Mutter Maria. So hoffen wir, daß der himlische Vater herabschaue in Gnaden auf uns arme, verstoßene, zertretene Schwestern, die trotz allem an Ihn glauben, Ihn lieben, und um seitenwillen aushalten in diesem beständigen Sterben.

Aber nun habe ich es Euch schwer gemacht, liebe Eltern. Ich wollte aber nur eines: Betet viel für uns, daß wir alles Leid ertragen in Vereinigung mit Christi Leiden und Tod, auf daß es der Kirche und den Seelen zu Gute komme.

Betet für uns. Auf Wiedersehen im Himmel. Euer armes Kind."

Noch einmal: Raubkapitalismus

P. Jos. Schneider, O.M.I.

Schwertergeklirr in den friedlichen Blättern des Marienboten. An so etwas ist man wahrhaftig nicht gewöhnt. Besonders nicht daran, daß gute Freunde die Klingen kreuzen. Trotz allem ist es schön, wenn Mediziner ihre Brüder, die Theologen, vor dem Absturz in die Häresie zu retten suchen. Es beruht auf Gegenseitigkeit. Doch, um es gleich zu sagen, die Gefahr des Abgleitens ist nicht allzu groß, besonders nicht in Wirtschaftsfragen. Denn dank des Krieges und der bolschewistischen Welteroberungspläne haben sich die Wirtschaftssysteme der Gegenwart nie so klar umrissen gegenüber gestanden wie gerade jetzt. Und gebildete Leute wie kathol. Theologen und Mediziner können darin wohl kaum in die Irre gehen. Sie können vielmehr nicht umhin, in allen Wesensteilen der Wirtschaftsfrage übereinzustimmen. Beide geben zu,

daß die Frage nicht so einfach ist;

daß das freie Wirtschaftssystem dem Collectivismus bei weitem vorzuziehen ist;

daß einschleichende Mißbräuche schwer bekämpft werden müssen.

Gerade letztere ist es, was den Dezember-Artikel im Marienboten gegen den Raubkapitalismus veranlaßt hat. Die Überschrift schon spricht für diese Auslegung. Es sollte kein Angriff sein auf das kapitalistische System im allgemeinen, sondern gegen dessen Verzerrung durch unchristlichen und unmenschlichen Wuchergeist. Es war ein Ruf nach Reform. Der positiven Vorschläge glaubte er entraten zu können; denn solchen sind in allen Jahrgängen des Marienboten wiederholt versucht worden. Ja, wir denken garnicht daran, uns vom System des freien Wettbewerbes loszusagen. Es soll nur seine Fehler ablegen, so wie jeder von uns versuchen muß seine persönlichen Mängel durch wahre Tugend zu verbessern. Wer könnte in der Tat nur daran denken, bei uns die Gewaltmethoden Hitler's und Stalin's einzuführen. Wir würden, wie es so treffend heißt, aus dem Regen in die Traufe fallen; aus der frying-pan into the firebox. In der Beziehung ist mein Priesterrock genau so schwarz wie je zuvor; dessen kann ich meine Leser versichern. Und mein Herz ist genau so päpstlich und Römisch-Katholisch wie es stets gewesen ist . . . allen Verdächtigungen eines deutschen Fabrikanten zum Trotz, der einmal sagte: Die Priester sind wie frisch gereucherter Schinken, außen schwarz und innen rot.

Was nun die im Dezemberheft erläuterten „Kniffe" der Millionäre zur Selbstbereicherung angeht, so mag man über ihre Natur und Daseinsberechtigung wohl streiten. Ist nicht das „Gesetz" von Angebot und Nachfrage ein zweischneidiges Messer? Es mag einzelnen Wirtschaftsgruppen sehr zum Vorteil sein, aber gerade so sehr schadet es dem Allgemeinwohl ungeheuer. Die Geldfresser haben nicht umsonst sich so sehr in dasselbe verliebt. Und

---

EIN RUF!

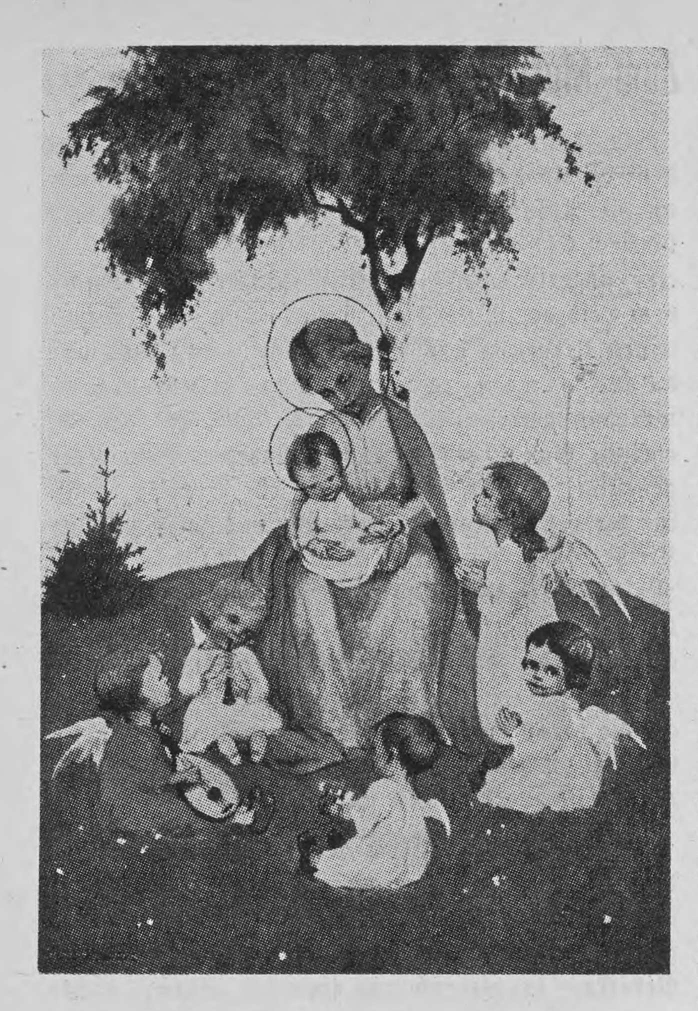
Geh nicht vorbei an fremder Not!
Und hast du ein letztes Brot,
So nimm es, brich es froh entzwei!
Dein Bruder darbt! — Geh nicht vorbei!

Und schützt dich noch ein festes Dach,
So eil' dem müden Wandrer nach,
Ihn drückt der Heimatlosen Last. —
Dein Bruder ist's! — Schenk du ihm Rast!

Und wärmt dich noch ein gutes Kleid,
So mache Herz und Hand bereit:
Die Truhe auf! — Sollst eng nicht sein!
Dein Bruder friert! — O, hüll ihn ein!

Du hast vielleicht nur kurze Zeit,
Dann ruft dich Gottes Ewigkeit.
Geh nicht vorbei an fremder Not,
Sonst trittst du deine Seele tot!

M. Thullner.



Rosenkranz im Mai

Ein Tag geht schlafen. Im Dämmerschein
Hüllen die Straßen, das Kirchlein sich ein.
Da hebt sich vom Turme ein freundlicher Laut,
Der über den Abend den Frieden baut:
Es läutet die Glocke zum Ave.

Manch junge Blüte, noch taufrisch und rein,
Befiehlt sich Maria: „Woll'st Schutzfrau mir sein!"
Dazwischen die Rosen, wie Blut so rot,
Die klagen der Mutter des Lebens Not.
Im Chore ruft bittend das Ave.

Maria, die Jungfrau im Sternenglanz,
Neigt huldvoll herab sich zum Rosenkranz.
Sie öffnet als Mutter des Herzens Schrein
Und schließt mit den Rosen die Beter auch ein.
Und Segen strömt aus dem Ave.

Die kleine Gemeinde vorm Ewigen Licht
Der Gottesmutter den Rosenkranz flicht.
Und während das Taglicht im Dunkel verweht,
Im Kirchlein ein heimliches Leuchten ersteht:
Es glühen die Herzen im Ave.

Von Kinderlippen steigt wunderzart
— Und wohl auch aus Herzen nach Kindesart —
Ein Loblied zur Jungfrau empor.
Wie Knospe um Knospe bricht es hervor!
Es singet und klinget das Ave.

nicht umonst (vgl. Canadian Grain Exchange) wehren sie sich mit Hand und Fuß gegen dessen weise Beschränkung durch die Staatsgewalt.

Sollte man nicht, statt kaltblütiger und mörderischer Handhabung desselben ohne Rücksicht auf's Gemeingut, die relative Lebensnotwendigkeit aller Verbrauchsgüter in Betracht ziehen? Den zu ihrer Erzeugung vergossenen Schweiß?, und nach beiden die Preise festlegen?? Die Inhaber einer Schuhfabrik und ihre Familien benötigen die Erzeugnisse der Farm genau so sehr wie die Farmer ihre Schuhe. Warum soll sich der Stiefelfabrikant immer wieder riesig bezahlen lassen und der Farmer für alle seine Mühe und Arbeit immer wieder den kürzesten ziehen? Das ist jahrzehntelang der Fall gewesen, so sehr, daß Ottawa sich gezwungen sah, über die Köpfe der Grain Exchange hinweg, die Weizenpreise festzusetzen. Der Bauernstand bedankt sich für ein Prinzip, das ihn zu solch trostloser Lage verdammt. Er muß sich fühlen wie ein gopher in den Krallen eines Habichts. Und nicht nur er, sondern die arbeitenden Massen mit nur geringem Einkommen, weil das Prinzip immer wieder planmäßig zu künstlicher Knappheit an Gütern und entsprechenden Preissteigerungen mißbraucht wird.

SocialCredit befaßt sich überaus mit der Sicherung gerechter Farmpreise, ohne Rücksicht auf starke oder schwache Ernten. Nach seiner Meinung soll alles, was über den Vertrieb auf dem Handelsweg hinaus geht, in einem Regierungspool zusammen geworfen werden und irgendwie zu Spottpreisen an die armen und hungrigen Völker der Erde (3/4 der ganzen Menschheit!) abgegeben werden. Solch ein Vorschlag, meine ich, kann nur die Hochachtung aller Mensenfreunde erzwingen. Der hl. Thomas Morus, Martyrer-Kanzler von England, hat übrigens in seinem „Idealstaat" (Utopia) dem

Princip des Angebotes und der Nachfrage und seinem Einfluß auf die Preisgestaltung den Laufpaß gegeben und es rundweg als volksgefährlich abgeschafft.

Ich glaube kaum, daß man sagen kann, der Goldstandard **ist** der beste und einzig vernünftige im Welthandel. Ich sage, er **könnte** und **würde** es sein, wenn alle Völker am Gold der Erde ihren Anteil hätten. Das würde einen normalen und allseitig befriedigenden Austausch der Güter sicherstellen. Dieses Ideal wird leider nie erreicht. Deshalb wäre in unsern Tagen, wo die U.S.A. zu 3/5 den Goldmarkt beherrscht, ein weitgehender Tauschhandel und Zulassung von Silberzahlungen sehr zu begrüßen. Hat nicht Hitler in dieser Richtung Schritte getan? Und es war nicht nur unsere Nachbarprovinz Manitoba, die ihm zu diesem Vorschlag grüßend die Hand entgegen streckte.

Es stimmt natürlich, daß das Kapital einen großen Teil seiner Riesengewinne in Gestalt von Steuern an den Staat abliefern muß. Ein Teil davon wird auf „excess-profit" erhoben. Beweis genug, daß die Regierung von ungebührlich hohen Gewinnen weiß und von der Ausbeutung der Massen überzeugt ist! Wenn die Industrie am Ende des 1947 Geschäftsjahres von 4%-tigen Gewinnen spricht, so gilt das wahrscheinlich von der Gewinnabgabe an die shareholders, nicht aber vom Gesamtprofit. Den hat sie noch immer mit wahrem Kunstgeschick auf tausendfache Weise zu verbergen gewußt. Wenn sie z. B. **vor** Abgabe der Dividenden Millionen auf neue Maschienen und Schaffung neuer Räume verspendet, ist das etwa **kein** Gewinn? Die Jesuitenzeitschrift „America" von N. Y. hat seit dem Krieg immer wieder auf die „soaring & record-breaking profits" der Kapitalisten hingewiesen und das „**After** taxes"! (nach Abziehung der Steuern). Man kann es einfach nicht anders als Wucher bezeichnen. Wenn dann dem Räuber ein Teil der Beute (des Diebstahls!) von der Regierung mit Gewalt abgenommen wird, ist seine Missetat deshalb geringer? Und entschuldigt es die Ausbeutung der Armen? Der Zweck heiligt die Mittel **nicht**!

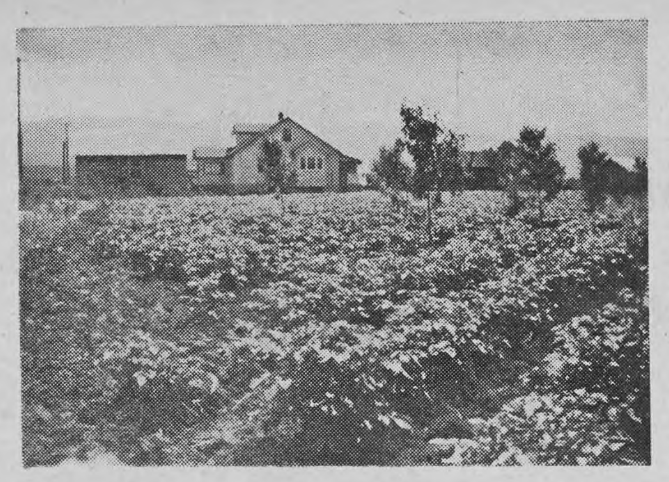
Es stimmt, daß viele Geschäftsfirmen ihre Betriebsgelder sich aus den Kreisen der „kleinen Sparer" zusammen holen. Wer wüßte es nicht? Bedeutet das etwa, daß diese am Verbrechen gegen die Armen ganz und gar unschuldig sind? Hier heißt es: Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen! Die Raubpolitik wird natürlich von obenher, d. h. vom Direktorenrat der Companien ausgeklügelt und unternommen, ohne direkte Beteiligung der kleinen Inhaber. Was macht's? Auch diese letzteren haben sich an die kath. Lehre zu halten, daß das Ge-

Zum Muttertag fuer unsere Frauen.

„Gott, du hast durch deine machtvolle Kraft aus dem Nichts das All erschaffen; du hast, nachdem du die Anfänge des Weltalls geordnet, dem nach Gottes Ebenbild erschaffenen Menschen im Weib eine unzertrennliche Gehilfin gebildet, indem du dem Leib des Weibes aus dem Fleisch des Mannes seinen Ursprung gabst, zum Zeichen, daß das, was du aus e i n e m zu bilden für gut befunden, nimmermehr getrennt werden darf. Gott, du hast das eheliche Band durch ein so erhabenes Geheimnis geheiligt, daß du im Ehebund ein Vorbild schufst für die geheimnisvolle Verbindung Christi mit der Kirche. Gott, durch dich wird das Weib mit dem Manne verbunden und diese von Anfang festgelegte Gemeinschaft mit einem Segen beschenkt, der allein weder durch die Erbsünde noch durch das Strafurteil der Sintflut aufgehoben wurde. Sieh gnädig herab auf diese deine Dienerin, die bei ihrem Eintritt in die eheliche Gemeinschaft darum bittet, daß du sie schirmest und stärkest.

Ihre Ehe sei ein Joch der Liebe und des Friedens; treu und keusch vermähle sie sich in Christus; sie bleibe stets eine Nachahmerin heiliger Frauen, sei liebwert ihrem Mann wie Rachel, weise wie Rebekka, langlebend und treu wie Sara; nichts raube ihr von ihren Werten der Urheber der Sünde. Sie halte fest am Glauben und verharre in den Geboten; e i n e m Gatten vermählt. fliehe sie unerlaubten Umgang; sie schirme ihre Schwachheit durch standhafte Zucht. Sie sei würdevoll durch Sittsamkeit, ehrwürdig durch Schamhaftigkeit, wohlunterrichtet in himmlischen Lehren. Sie sei gesegnet mit Kindern, sei erprobt und makellos, und gelange zur Ruhe der Seligen und zum himmlischen Reiche. Beide mögen ihre Kindeskinder schauen bis ins dritte und vierte Geschlecht und das erwünschte Greisenalter erreichen — durch unseren Herrn Jesus Christus, Amen."

So soll die christliche Hausfrau und Mutter sein!





Gottes Segen und der Fleiss eines unserer Marienbotenleser haben diese Gartenkultur gebaut. Beide Bilder sind auf der Farm des Herrn Joseph F. Bruch, Kelowna, B. C., aufgenommen.

meinwohl hoch über jedes Selbstinteresse zu stellen ist.

Was soll man denken von der Behauptung, daß Amerika unter dem kapitalistischen System groß und reich geworden ist? Ganz allgemein gesprochen mag das seine Geltung haben. Wenn man aber ins Besondere geht und der Dinge Zusammenhang versteht . . . , dann ekelt es dir vor dieser Bande: der Menschen Geschichte ist ihre Schande . . . (Weber). Ja, geh ins Einzelne, und das Bild verliert gewaltig an Glanz und Anziehungskraft.

Zunächst handelt es sich ja kaum um kulturelle (unvergängliche) Werte, sondern um zeitlich-materielle. Was ist das so dann für ein Wohlstand, der ganz einseitig, sozusagen **gegen** den Willen der Millionäre oder ihm zum Trotz, aus Schwitzkuren, Betrug, Ausbeutung und Blutsaugerei heraus gewachsen ist? Man vertiefe sich nur einmal in die Lebensgeschichte Henry Ford's I by Keith Sward, die neulich bei Rinehart & Co. in Toronto erschienen ist. Er hat sein Reich ohne Wimperzucken auf Schinderei und menschlichen Seufzern und Tränen aufgebaut. Er hat dem Moloch seiner unersättlichen Geldgier alles geopfert: his workers, his dealers, his operators; the applicants for work; the unemployed, the negroes, the hunger marchers, the Ford Bank shareholders, the Leland brothers, the hospital personel. Mit Lug and Trug und Heuchelei hat er sich einen Sonnenplatz erobert. Seinen record kann man nur mit unendlichem Bedauern studieren.

Und was ist das für ein Reichtum, der zu 3/4 inden Händen von 60 Familien liegt?, gegen eine Gesamtbevölkerung von 140 Millionen! Man sagt, der Amerikanische Arbeiter sei von allen in der Welt am besten bestellt. Auch das ist nur relativ zu nehmen, nämlich gemessen an der allgemeinen Linie weltweiter Erbärmlichkeit. Allen Statistiken über Familieneinnahmen zufolge ist das Durchschnittslos des Amerikan. Arbeiters keineswegs beneidenswert sondern in jeder Beziehung armselig genug.

Können nun — um eine letzte Frage zu beantworten — Artikel wie der in der Dezember-Ausgabe des Marienboten den Lesern gefährlich werden? Sie in die Arme des Communismus hinein treiben? Ich glaube nicht. Denn gerade **unsre** Zeit hat die Roheit und Unmöglichkeit des Bolschewismus gewaltig und überzeugend ans Licht gezogen. Und selbst **wenn** solches hier und da geschähe, so sollte man dennoch, glaube ich, keineswegs den Dämonismus des gottlosen Kapitalismus verschweigen. Er muß genau wie der gottlose Communismus unbarmherzig an den Pranger gestellt werden. Denn beide sind an der Wurzel verwandt; beide sind Brüder aus der Hölle.

vom Schusterseppel



Liebe Leser und Leserinnen vom Mariabot!

Jetzen hob ich eich verzählt wie daß es sich bei uns mit die rinks verholte tut indem daß ich eich schon von die beafrinks und von die Schnapsrinks verzählt hob was interesting is vonwege weil es wohr is und nix anres net als die Wohrheit.

Jetzen hob ich's eich g'sogt, jetzen wießt ihr's.

Was ein Mann is wo den christkatholischen Glauben holte tut muß auch seine promise holte indem daß ich eich heit von die zwei anre rinks verzähle werd was mir party rink und Josephrink nenne tun denn ich hob eich solles gepromised.

Also, do hen mir den party rink was wellen party rink ich erscht verzähle will und ihr werd's soge desch is wieder amol wohr und der Schusterseppel is ein Mann wo Erfahrung hot und sich sehr gut uf das Schreibe versteht was mich arg freut vonwege weil ich gut deitsch schreibe kann weil ich im russischen Milidär die Unneroffizierschule gemocht hot was schon eine Bildung is wo net ein jeder hot auch kein Kerchentrustee net.

Die party rinks sein parties wo mir unner uns hen was unser alder Brauch und unsre gude Sitte is vonwege weil mir eine chance breichen fier um zu esse, zu trinke, Karte spiele, ieber den Nachbor zu schwätze und anre Neiigkeite zu exchange was auch oft vom Poter is und von die Politik und die Wheatboard wo uns net zufriede stelle tut vonwege weil sie keine Cooperation net uffweist wo der Arme grad so viel bekomme tut wie der Reiche aus was weller Ursach der arme Farmer guden juse moche muß wenn er eimol die chance hot ein job in der Cooperative oder in der Politik zu bekomme vonwege weil er dann die anren Leit ebenso gut beschwindle kann wie der Reiche und sich auch eine neie car mit unsren Geld kaufe kann.

Unsre party rink sein gut georganized indem daß alle Brieder und Schwestren und Schwäher und Cousins wo net im Streit miteinanner sein vonwege die Erbschoft oder die Schwägerin zusammenkomme und wenn sie im Streit sein komme sie net zusamme nur wenn der alte Voter noch lebt und mir zusammekomme müsse vonwege weil chikken noch do sein vonwege weil die anren uns beschwiendlen könnte indem daß sie den Voter beschwätze ein chicken mehr zu gebe und gut uffzupasse daß sie von die fetten chicken ihre Erbschoft bekomme und net von die mogeren und alten.

Sonsten sein die parties ober friedlich indem mir unner uns sein und die Saratoffer net zu die Siedrußländer zugehere und die Siedrußländer sich net mit solle mixen wo auch aus Siedrußland sein ober eine anre Sproch schwätzen was welle Sproch eine chance is fier ieber den anren zu spotte und gemixte Heirote zu verhiete vonwege weil mir alle einig sein daß mir uns unnereinnanner net stände können. Selles is unsre Einigkeit. Jetzen sein die Zeiten anners und das Alte is fier die Jungen net mehr gut genug indem daß sie sich net mehr so verschloge wie das noch in seller Zeit gewest is wo mir die gude alte Zeit nennen und das gude Beispiel tun sich die Jungen net mehr nehmen vonwege weil sie sogen mir Alten sein oldstylisch was ober net wohr is vonwege weil Nordrußland heit genauso viel Meilen von Siedrußland liege tut wie damols als mir noch dort gewest sein und desch is net oldstylisch ober geography wie die Wiessenschoft uffweise tut was modern is und net oldstylisch. Und ich tu mich uf die Wiessenschoft verstehe vonwege weil ich unner die Leit komm und auch sonsten viele Kalender les und indem daß ich net verrote möcht von wo daß ich komme bin weil mir alle Siedrußländer Freind sein genau so wie die Nordrußländer was unser katholischer Glaube is.



Ober uf die parties hen mir's gut vonwege weil unsre Weibsleit gut kochen was Eatons und Simpsons schon längst ausgefunne hen vonwege die orders was sie von unsre Weibsleit bekomme und die Size von die Röck was sie ordren sein special groß was unsre jungen Madels ober net gleichen vonwege weil sie stylisch sein wolln und net so fett wie die Hausmutter ober desch is die jugendliche Unerfohrenheit denn die Wiessenschoft tut uffweise daß jedes Madel was so viel essen tut wie unsre Madel auch fett werd was auch besser is vonwege weil die fetten Weibsleit gut kochen und auch g'sund sein nur das sie die gallstones bekomme was ober net vom richtigen Essen herstammt ober vom Ratschen und vom Aergern ieber die anren Weibsleit und auch vom ganz fetten Schwaneflasch. Ober die jungen Madel sein moger vonwege weil sie iemmer dienne Striempf troge und nix net unner die Röck was sich net paßt vonwege die arge Kält was mir hier hobe. Do is auch kein Wunner net wenn die Hausmutter gallstones bekommt ober sie soll es net bekomme vonwege weil die Madel frieren solln wenn sie uf die dienne Kleidung insisten und vom Eatons und Simpsons nix anres net ordren als costums fier uf das Schwiemme an der beach.

Was die Josephparties sein so muß ich soge daß die uf St. Joseph gefeiret werden wo ein großes katholisches Fest is uf die Ehre vom heiligen Joseph und von alle was Joe heiße indem daß der Name Joe arg unner uns verbreitet is. Das kommt von unsren katholischen Glauben und mir tun es als unsre Pflicht betrochte uf sollen Tag zu celebraten was man beobachte kann wenn unsre Gemand eine St. Josephgemand is vonwege weil dann der beerpalor im Städtel voll is und die katholische und net katholische stores viele visitors hen und auch sonsten in jedem Haus Karten gespielt werd in dem daß mir erscht ins Hochamt gehn und nochher unser Vergniegen suchen.

Uf St. Joseph muß der Mensch gut watsche und die Leit miessen sich einigen vonwege die Beleidigung was komme tut wenn man sellen Joe b'suche tut und net jenen was net iemer geht vonwege weil der Mensch net alle Joes b'suche kann und man doch kein Viech net is wo den ganzen Tog frißt und der Bock und 500 muß auch zuend gespielt werden was net schafft wenn der Mensch von einen Haus ins anre läuft ober man muß in einem Haus Bock oder 500 spiele weil man sonst keine chance net hot fier um zu gewienne und viele Leit tun sich beim Kartespiele auch streite vonwege weil die anren schwiendlen oder vonwege weil der Mensch doch net iemer verspiele will was arg bös mocht und keine Freid net schofft. Joe oder net Joe ober mit die Karte gibt es keine Joes net und auch keine Josephparty net indem daß mir druffschloge wenn's geschwiendlet werd und der Hausvoter schmeißt seine Josephfreind zu der Tür h'naus wenn's geschwiendlet werd was die Weibsleit arg exited vonwege weil sie dann plenty fier uf das Ratschen hen und sie hen arg große Freid an Haß und Feindschoft was alles zu unsre Partyfreuden zugehere tut.

So tun mir den Josephtog celebraten und es kommt auch schon vor wo es keinen Streit net gibt ober die Leit sein friedlich miteinanner bis uf den frühen Morgen wo sie dann ganz tired sein und ins Bett h'nein wollen vonwege das lange celebraten wo unser Poter g'sogt hot daß es net gut is indem daß die Leit allemol soge es is net gut zu die meetings zu gehn vonwege weil es kalt is und die Gäul net gut gefuttret sein fier uf das weite und

Der Priester in letzter Stunde

Konrad Kuemmel.

In Alpbuch — so soll der Ort heißen — war Mission. Vom Thal und von den Höhen herab, von den Alphütten und Matten waren sie gekommen, die Männer und Frauen, die Mädchen und Burschen, und lauschten nun dem Kapuzinerpater der in seinem braunen Habit, den Strick um die Lenden, mit seinem grauen Barte gar ehrwürdig aussehend, droben stand auf der Kanzel und mit tiefstem Ernste sprach vom Sakrament der Buße und seinen wundersamen Wirkung, wenn man es würdig empfängt. Eben führte er aus, welche Macht der rechtmäßig geweihte und vom Bischof approbirte Priester in diesem Sakramente hat, und daß im Augenblicke des Todes und der Todesgefahr jeder katholische Priester vollste und uneingeschränkteste Macht hat, von allen Sünden ohne Unterschied loszusprechen.

„Wenn ich sterbend daläge," führte der Ordensmann aus, „und ich wäre mit Sünden überladen, mit einer Last von Verbrechen gegen Gott, den Nächsten und und mich selbst, und hätte noch wenigstens die Gnade erhalten, wahrhaft Reue und Leid zu erwecken und aus Liebe zu Gott mir die ernstliche, gründliche Umkehr vorzunehmen: sehet, dann kann mir noch *einer* helfen. Es ist nicht der Arzt, es ist nicht der Gelehrte, es ist nicht der Reiche und Mächtige — nein! Und wenn auch der Kaiser an meinem Sterbelager stünde, er könnte mir nicht helfen mit all seiner Macht und Herrlichkeit. Einer nur ist's, der dem Sterbenden willkommener ist als die ganze Welt, der ihm in diesem Augenblicke mehr gilt und mehr nützn kann als Vater und Mutter, als Weib und Kind, als Bruder und Schwester, so sehr diese auch alles für den Sterbenden tun möchten. Sie alle müssen zurücktreten vor dem einen: *das ist der Priester.* Und wenn er auch der letzte und jüngste Priester ist, und wenn er auch selbst mit Sünden behangen wäre: in diesem Augenblicke gil nicht seine Person, sondern seine

---

viele Johre ober fier uf die parties sein die Gäul gut g'nug und hinner die dance halls stehn sie auch bis spot nach Mietternocht ober vor der Kerch könne die Gäul net stehn vonwege weil es dorten zu kalt is und aus soller Ursach tun mir keine meetings net unnerstietze und die Jugend geht uf den Tanz ober net zum Poter.

Sell is net recht ober die Josephparties sein schon recht wenn sie net b'soffe moche und keinen Streit net bringen indem daß ich auch Joseph heiß und St. Joseph auch celebrate tu ober in Ehren und die Gäul stehn allemol bei meinem Nachbor im Stall vonwege weil ich alle Johr plenty visitors hob ober ich tu nur solle lade was auch zu die meetings gehn was eine gude Unnerstietzung von die katholische Kerch is wo mir doch Geholt zohle und der Mensch nix net umsonst hergeben möcht. Meine Pauline, wo eich alle grießen läßt, tut's mir fier uf den Josephtog arg gut mochen indem das plenty zu essen do is und gekocht is es auch gut weil ich gallera gleich und Schwaneflasch mit Sauerkraut was mir die Pauline ober verbiete tut vonwege weil ich es net mehr so gut digesten kann was von die alte Johre kommt. Sonsten kann ich ober gut speisen und meine Nachborsleit auch denn das Fette is allemol zuerscht fort nur die jungen Madel tun selles net essen weil sie meinen desch mocht zu fett und nochher werd's ihne kein Bub mehr nochspringe und fier uf das Tanzen is es auch net gut vonwege weil die Bube zu schnell tired sein wenn sie mit die fette Madel tanze. Was ober ein guder Hausvoter und eine gude Hausmutter is tut wotsche daß die Madel auch gut esse denn sonsten woll'n sie daham gornix mehr schaffe ober iemmer uf die Tänze sein und im Eatonkatalog studiere.

Desch sein unsre rinks und ich hob eich von ihne verzählt und hob es eich mit eigene Unnerschrift bestätigt was meine Pauline g'sehn hot und bezeuge kann indem daß ich eich alle grießen tu von Eirem treien

Schusterseppel,

Schriftsteller vom Mariabot.

Macht, die Macht, die er erhalten hat vom Bischof, die dieser ihm aus Apostelskraft verliehen hat: ‚Was immer du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöst sein!' Er kann in Wahrheit und Wirklichkeit den Sünder an Gottes statt lossprechen, frei machen von aller Schuld, wenn es diesem ernst ist mit Reue und Vorsatz; und wenn er dem Sterbenden beisteht, dann mag dieser ruhig hinscheiden, und die Seinigen können keinen bessern Trost haben."

So sprach der Ordensmann. Und jetzt, da alles totenstill war, knüpfte er die Mahnung daran: „Darum, christliche Mitbrüder, christliche Mitschwestern, da ich eure Seele liebe, wie nur ein Mensch seine Nächsten lieben kann, wünsche ich euch allen nichts Höheres und Besseres, als daß jedes von euch auf dem Sterbebette die Gnade erhalte, ernstlich Reue und Leid zu erwecken und im letzten Kampfe noch einen katholischen Priester zu haben. Und ich bitte und beschwöre euch alle, groß und klein, bei eurer armen Seele: betet um Gottes willen recht oft darum, bittet alle Tage Gott, er möge euch diese Gnade geben! Wendet euch an den hl. Joseph und die hl Barbara um ihre Fürbitte, lasset keine Nacht hereinbrechen und begebet euch niemals zu Bette, ohne Gott darum kindlich gebeten zu haben! So mag e r dann in seiner Barmherzigkeit es fügen, daß neben eurem Schutzengel im letzten Kampfe als sichtbarer Engel noch der Vertreter der heiligen Kirche, der Priester, mit seiner Macht bei euch stehe!"

„Amen, das geschieht von jetzt ab!" sagte ein Senne zu seiner Frau, die neben ihm stand, als die Predigt zu Ende war. Es war der Jakob, wie man ihn einfach hieß, der dies gesagt hatte,



Die Königin der Missionen.

Vergiß nicht, daß es noch Millionen von Menschen gibt, denen das Licht Gottes noch nicht erklärt worden ist. Auch sie hat Gott erschaffen, damit sie erkennen und lieben. Wie unseren Vorvätern einst das Evangelium gebracht ward, wie wir nur durch die Opfer und Mühen anderer katholisch werden konnten, so hängt die Bekehrung der Heidenwelt heute von uns, den Katholiken des 20. Jahrhunderts, ab. Sei nicht eigensüchtig. Dein heiliger Glaube war nicht für dich allein gemeint. Jesus starb für alle. Trete dem Marianischen Missionsverein bei. Dort kannst du deine Missionspflicht, die du vor Gott hast, voll und ganz erfüllen.

ein älterer, aber noch kräftiger Mann mit tief gefurchten Zügen, ernstem Angesichte und manchmal fast scheuem Blicke. Es war eine Seltenheit, daß man ihn da unten sah im Thale. Vor Jahren — ja, da hatte er in Alpbuch gewohnt, aber Unglück und Wucherjuden hatten ihn um Haus und Hof gebracht, und so war er mit dem Weib hinaufgezogen auf die höchste Alp, wo kein Mensch hinkam, der nicht mußte. Dort bewohnte er als Knecht eine Sennhütte, besorgte das Vieh und war allein — ganz allein oft wochenlang. So gefiel's ihm. Da oben gab's keinen Halsabschneider und keine falschen Nachbarn und bösen Zungen; da war er frei.

Der Jakob also und sein Weib taten, wie sie gehört hatten, und von diesem Tage an beteten sie täglich zu Nacht noch den Rosenkranz, damit Gott keines von ihnen ohne Priester sterben lasse auf der einsamen Höhe. Monate und Wochen gingen vorüber, der Hochsommer war fast vorbei, da kam's plötzlich über den Jakob mit tükischer Gewalt, ein böses Lungenfieber. Die ersten paar Tage achtete man nicht sehr darauf, und so ging's rasch.

Es war mitten in der Nacht; die Frau des armen Alpenhirten war eingeschlummert; der Kranke wachte. Dunkel war's in der Kammer unter dem Dach; durch die offene Luke schaute der gestirnte Himmel herein, dann und wann fiel eine Sternschuppe in sprühendem Bogen aus der unbekannten Höhe nieder — es war um St. Laurentius —; die Luft strömte würzig und warm in das Gemach.

Ringsum alles todtenstill in der Mitternacht.

Da trat der Todesengel an das armselige Lager des Hirten. Und



Das Blümlein im Walde.

dieser fühlte seine Nähe, wußte, daß sein Leben am Ende angekommen war und in der nächsten Nacht nur noch seine Leiche da liegen werde. Die Nacht ist die Zeit des Gewissens; da kann es sprechen, so viel und so lang es will, man kann ihm nicht ausweichen. Es hält seinen Mann mit ehernem Griffe fest und spricht mit ihm, Aug' in Aug' abrechnend, nach Umständen in furchtbarer Sprache; es ist die Sprache, welche Gottes Gerechtigkeit spricht. Die Nacht hat schon Millionen Sünden zugedeckt, sie hat aber auch schon tausend verlorene Seelen wieder zu Gott auferweckt.

Jakob rechnete ab mit seinem Leben. Er fühlte, wie die Glieder schwer wurden, wie sich die Kälte des Todes schon auf sie legte an Händen und Füßen, wie er sich nimmer erheben, nimmer wenden konnte. Entkräftet, ein lebender Toter, lag er da auf dem Heulager; er wußte, daß er

sich nicht mehr davon erheben werde.

Und nun sollte er vor Gott selber treten und vor ihm stehen und Rechenschaft ablegen!

Furchtbar erschien ihm jetzt das Sterben; zahllose Dinge traten an ihn heran, die er bisher nicht beachtet hatte in seinem Leben; er sah nur Sünden und Sünden, Fehler und Fehler. Wie sollte das gehen? Und über alles hin ragte ein entsetzlicher Schatten: der Haß, die Feindschaft, welche er gegen diejenigen still genährt hatte, die ihn um Haus und guten Namen gebracht hatten. Wie stand's jetzt mit seinen Beichten und Communionen seither?

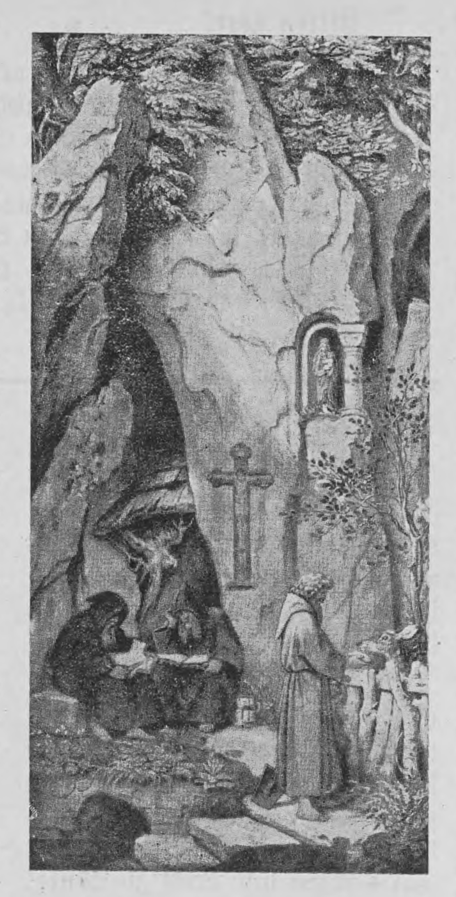
„O Gott, laß mich nicht so sterben!" rang es sich in Todesangst von seinen Lippen; „laß mich vorher noch beichten!"

Beichten? — stieg da plötzlich, schwer und trüb, der Zweifel auf — beichten? heute Nacht noch — auf dieser Höhe oben? Wenn du dein Weib weckst und sie tappt durch Dunkel und Nebel, durch Wald und Abhang hinab ins Dorf, so braucht sie fünf Stunden, der Geistliche herauf wieder fünf Stunden — dann ist's Mittag: bis dahin bist du längst todt und kalt!

Und bleischwer legte sich's wie eine schwarze, krallige Hand ihm aufs Herz. Es war die Verzweiflung. Auch der Satan wußte, daß es mit dem Jakob am Ende sei, und auch er war zur Hand, um ihm den letzten Trost zu rauben, den letzten glimmenden Funken der Hoffnung grausam auszulöschen.

Ein gellender Angstruf weckte die schlummernde Frau des Sterbenden. Jakob hatte ihn ausgestoßen.

„Weihwasser! um Gottes willen!" flüsterte er, und der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirne; und dann weiter: „Zünd die Wetterkerze an! — bete, bete um einen Geistlichen!"



Und das treue Weib tröstete den Mann, wischte ihm den Schweiß ab, ermahnte ihn, den Bösen nicht zu fürchten und auf Gottes Barmherzigkeit zu vertrauen. Er wurde ruhiger unter ihrem Zuspruch. Es waren ungefüge Worte und Sätze aus dem Munde des unschönen, abgearbeiteten und abgehärmten Weibes, aber sie kamen aus einem Herzen voll edler Liebe und Sorge, und sie hatten Kraft und Weisheit und Salbung, denn es sprach aus ihnen der lebendige Glaube und ein felsenfestes Vertrauen, und manche reiche und vornehme Frau, die französisch spricht und Romane liest und alle Dichter kennt, kann nicht so zu ihrem sterbenden Gemahl reden, wie dieses einfältige Hirtenweib zu ihrem armen Jakob gesprochen hat.

Und dann hat sie gesagt: „Jakob, jetzt knie' ich neben dir nieder und bete, daß ein geistlicher Herr kommt, und es muß einer kommen, glaub mir's und fürcht dich nicht! Ich bleibe da und stehe nicht auf, bis der Herr Pfarrer da ist. Hab nur Vertrauen, Gott ist so gut, und die liebe Mutter Gottes bittet für dich, wir haben ihr alle Tage den Rosenkranz gebetet, und bist oft todmüd dabei gewesen. Und Gott kann's machen; e r kann alles, gar alles und tut's auch deiner Seele zulieb. Morgen mit dem frühesten muß der Holzbub hinunter zum Dorf; jetzt ging's nicht mehr, weil der Mond hinunter ist und alles stockdunkel; der soll zum Doktor und zum geistlichen Herrn. Hab keine Angst; du hältst's noch so lange aus mit Gottes Hilfe!"

Ud das Weib kniete nieder auf die Bretter und wand den Rosenkranz um des Mannes Finger und nahm den ihrigen und breitete die Arme aus und begann zu beten.

Der Tag kam herauf, aber der Kranke ward schwächer und schwächer. Ihm und ihr war es zweifellos, daß der Herr Pfarrer ihn wohl nicht mehr lebend antreffen werde.

— — — — — — —

Unten im Dorfe steht ein großes Wirtshaus; im Sommer ist's zugleich ein Kurhaus, und es wohnen da städtische und andere Gäste, denen es gefällt in der Alpenwelt bei den braven, einfachen Leuten und fern von modernem Luxus und Treiben.

Es war in einem der kleinen Fremdenzimmer; da wachte zur Nachzeit einer der Gäste auf. Es war Mitternacht, der Himmel hell, dann und wann durchzittert von den fallenden „Tränen des hl. Laurentius“. Eine eigentümliche Unruhe hatte den Gast ergriffen — es war ein Priester, der, überarbeitet an Geist und Körper, in diesem stillen Erdenwinkel Erholung von einem schweren Nervenleiden gesucht und gefunden hatte. Jetzt trat an ihn die Frage heran: Nützest du auch deine Zeit hier so aus, daß du Rechenschaft dafür geben kannst? Du betest das Brevier, du zelebrirst die heilige Messe — hättest du nicht noch mehr tun können und sollen?

Solche Gedanken zogen vor dem geistigen Augen des Priesters varbei, mahnend, ernst, schwer. Und der Priester gedachte der armen Seelen und betete für sie, und er gedachte der Sterbenden und der in Todesnot Liegenden. Und er betete aus Herzensgrund jene herrliche priesterliche Fürbitte: „O mildreichster Jesus, der du die Seelen der Menschen so lieb hast, ich bitte und beschwöre dich bei der Todesangst deines eigenen heiligsten Herzens und bei den Schmerzen deiner unbefleckt empfangenen Mutter: wasche alle armen Sünder der ganzen Welt, welche in dieser Stunde im Todeskampf liegen und heute noch sterben müssen, rein in deinem heiligen Blute. Amen.“

Und er fügte noch die besondere Bitte an, Gott möge ihm Gelegenheit geben, am morgigen Tag, dem letzten seiner Anwesenheit im Kurort, zum Dank für seine Wiedergenesung ein gutes Werk zu tun.

Es war Morgen, Laurentiustag; früh hatte der Priester die heilige Messe gelesen und kehrte ins Gasthaus zurück. Herrlich stand schon die Sonne am wolkenlosen Himmel; dem Priester aber war's eigen und ernst zu Mute; er hatte den Drang, allein zu sein. Vor dem Gasthaus hatte sich schon eine Partie Gäste versammelt; die riefen dem Ankommenden zu: „Sputen Sie sich, Hochwürden, es geht ins Waldtal hinab, ins Paradies, eine herrliche Partie!“ Doch der sagte ab, liebenswürdig, aber fest; die Gäste gingen ohne ihn. — „Das soll mein Dank sein,“ sprach er für sich, „daß ich Gott zu lieb auf dies Vergnügen verzichte.“

Und nun war er allein im Gasthaus. Er nahm Hut un Stock und ging hinaus. Die herrliche Alp lag vor ihm, mächtig, groß und hoch: „Da hinauf!“ sagte ihm eine Stimme; und er stieg hinan — eine Stunde, zwei Stunden; immer höher hinauf. Kein Mensch weit und breit, und kein Weg, als oben der Rasen, die Felsplatten; bald ging's hinüber über wildes Strauch- uund Wurzelwerk, bald vorbei an schwindelndem Abhang. Der Wanderer hielt an. „Was ist mir denn?“ fragte er sich bald lachelnd, bald ernst; „was hab' ich denn hier oben verloren auf der einsamen Höhe?“ Und doch zog's ihn immer mehr bergan, trotzdem Hitze und Mattigkeit sich geltend machten. Wieder eine Stunde weiter war er hinaufgeklettert am Berge; jetzt fiel ihm ein: zu oberst auf der Alp, eingebettet zwischen dem Bergspitzen liegt die Sennhütte, von da hat man die herrliche Aussicht: dort hinauf m u ß ich noch kommen! Er stürzt, er rutscht aus am Boden, aber mit unerklärlicher Energie rafft er sich wieder auf und schreitet hastig weiter, als müßte er zu einer bestimmten Frist dort oben sein. Es ist noch ein weiter Weg; er will müde werden. Da liegt vor ihm ein Baumstamm, Millionen Ameisen haben sich ringsum angesiedelt und eilen emsig arbeitend kreuz und quer. „Ihr sollt mich nicht beschämen!“

Eltern hört!

So länge man noch miteinander am Abend niederkniet und betet, ist die Familie nicht verloren. Sobald man aber den Sinn für das gemeinsame Gebet verloren, haben Vater und Mutter allen Grund, Gewissenserforschung zu machen. Die Engel des Hauses weinen und die Teufel lachen. Eine Festung ist gefallen. Die Priesterin des Hauses hat eine entscheidende Schlacht verloren. Mutter, rette das gemeinsame Nachtgebet! Verteidige dein Heiligtum!

R o b e r t M ä d e r.

Um Gott zu finden, gibt es einen einfachen Weg. Wer die Wahrheit sucht, der findet Gott, denn Gott ist die Wahrheit. Die Wahrheit aber ist nicht weicher Ton, den wir beliebig formen dürfen, sondern die kostbare Perle, an der man nichts ändern kann, ohne sie zu vernichten, jener Schatz des Evangeliums, der uns eigen wird, wenn wir alles dafür hingeben und uns selbst dazu, unsere Neigungen, unsere Rücksichten, unser Herz. Wer so die Wahrheit sucht, findet Gott.

spricht er und klettert weiter.

Jetzt erklingt der Schlag einer Axt in der Nähe. Zwei Holzhauer schauen verwundert auf den Wanderer, der so urplötzlich vor ihnen auftaucht. Und der eine reißt seinen Hut vom Kopfe und fragt erstaunt: „Ja, sind Sie denn vom Herrn Pfarrer geschickt?"

„Warum denn? Wie meint Ihr das?" fragt überrascht der Priester.

„So wißt Ihr nicht vom Jakob?"

„Was ist's denn mit dem Jakob und wer ist er?"

Die beiden schauen einander an, dann fragt der eine wieder: „Sie sind doch ein — auch ein Geistlicher?"

„Ja, das bin ich, nun weiß ich immer noch nicht, was und wohin."

„Der Jakob, der Senn, liegt droben in der Hütte im Sterben," berichtete jetzt endlich der Holzknecht, „und der Bub ist wohl hinunter ins Tal, aber bis der Herr Pfarrer kommt, ist's zu spät. Und dem Jakob sein Weib betet den ganzen Morgen, — wenn Ihr ein Stück weiter hinaufkommt, könnt Ihr's hören — sie betet um einen Geistlichen. Und jetzt seid Ihr da!"

„Und jetzt bin ich da, und weiß, warum ich da herauf mußte," ergänzte der Priester für sich, „das G e b e t d e s a r m e n W e i b e s h a t m i c h h e r a u f g e z o g e n." Und im nächsten Augenblick war er bereits auf dem Weg nach der Sennhütte; sie lag noch ein gut Stück oben, aber er fühlte keine Müdigkeit mehr. Jetzt stand er von der Hütte. Laut betete das Weib. Eine Leiter führte unter das Dach hinauf. Der Priester rief laut: „Wo ist der Kranke?" Oben durch die Bodenöffnung schaute das Weib herunter. Auf den ersten Blick sah sie, daß ihr Gebet erhört war: Gott hatte seinen Priester gesandt.



„Jakob, o Jakob!" schluchzte sie und schlang den Arm um ihren Mann, „er ist da! O tausend Gott Lob und Dank, der Geistliche ist da!"

„Ja, er ist da!" sprach, selbst tief ergriefen, der Priester, der unterdessen nicht ohne Mühe hinaufgelangt war und nun zu dem Sterbenden trat. Ein funkelndes Sterbekreuz hielt er dem Daliegenden vor, und dieser küßte es innig, während der Priester sprach: „Nehmt es und haltet's fest bis zum letzten Augenblick; es ist darin ein Splitter vom heiligen Kreuze selbst, daran der Heiland auch für Euch gestorben ist." Die Frau hatte sich entfernt, und der Priester kniete zu dem Kranken nieder. Was in der folgenden Stunde zwischen beiden vorging, hat außer ihnen Gott allein geschaut und gehört. Die armselige Hütte ist Zeuge gewesen eines Wunders der Gnade und Barmherzigkeit, und die Engel mögen in heiliger Anbetung die Wacht um sie gehalten haben.

Der Sterbende war versöhnt mit Gott, er hatte die Lossprechung und den Sterbeablaß erhalten. Mit tausend Dank und Segenswünschen überschüttet, verließ der Geistliche die Hütte. Noch war er nicht zehn Minuten bergab gegangen, so kam ein Holzhauer nachgelaufen und meldete, daß der Jakob eben gestorben sei.

Am andern Morgen las der Priester früh die heilige Messe für den Verstorbenen in Alpbuch. Als er nach derselben die Kirche verließ, warteten draußen auf ihn fünf schwarzgekleidete Frauengestalten: die Witwe Jakobs, deren Schwester und die drei erwachsenen Töchter des Verstorbenen. Mit heißen Tränen dankten sie alle dem Geistlichen und verabschiedeten sich von ihm. Er aber konnte nichts anderes tun, als auf die endlose Liebe und Barmherzigkeit Gottes verweisen, deren Werkzeug er wunderbar geworden war.

Von Rom nach Indien und noch weiter

Reisebrief des hochw. Herrn Generalassistenten Johannes Boekenfoehr, O.M.I., an den Schriftleiter.

Der hochwürdige Pater Joh. Boekenfoehr, O.M.I., ist allen Marienbotenlesern wohlbekannt. Von 1940 bis 1947 leitete er als Provinzialoberer die St. Marienprovinz der Oblatenpatres. Im Mai 1947 wurde er zum Generalassistenten des Oblatenordens ernannt. Seinen Amtssitz in Regina, Sask., musste er für sein neues Arbeitszimmer im Verwaltungshaus der Generalleitung des Oblatenordens in Rom vertauschen. Die St. Marienprovinz und das apostolische Vikariat Yukon in Canada, die St. Heinrichsprovinz der Oblaten in den Vereinigten Staaten und die Oblatenmissionen in Ceylon, Indien, und auf den Philipinischen Inseln wurden der Arbeit des neuen Generalassistenten als besonderes Wirkungsfeld anvertraut. Voriges Jahr unternahm der hochw. Pater J. Boekenfoehr, O.M.I., seine erste Missions-Dienstreise. Sie führte ihn von Rom nach Indien, dann weiter nach den Philippinen, und von dort wieder zurück nach Rom. Der hochw. Pater Boekenfoehr, O.M.I., — so nebenbei gesagt einer der ersten Schriftleiter des Marienboten und grosser Beförderer des Marianischen Missionsvereins — konnte die wahre Missionsarbeit der Oblatenpatres nun einmal selbst sehen und mitmachen. Ein Vergnügen war seine lange Missionsreise gewiss nicht. Er kehrte mit einem Tropenfieber nach Rom zurück, das er sich auf den Philippinen zugezogen hatte. Wie Pater Boekenfoehr, O.M.I., schreibt, ist dieses Fieber jedoch bereits überwunden. Im folgenden Briefe berichtet unser guter Marienbotenfreund von seiner Reise durch die Welt. — Schriftl.

Lieber Pater Krawitz! — Endlich kann ich Ihrer Bitte nachkommen und alles das, was ich auf meiner langen Reise erlebte, für die Marienbotenleser aufschreiben. Zu allernächst möchte ich jedoch für alle Freundschaft des Marienboten danken. Grüßen Sie mir bitte alle Bekannte und Freunde, besonders unsere guten Leser des Marienboten.

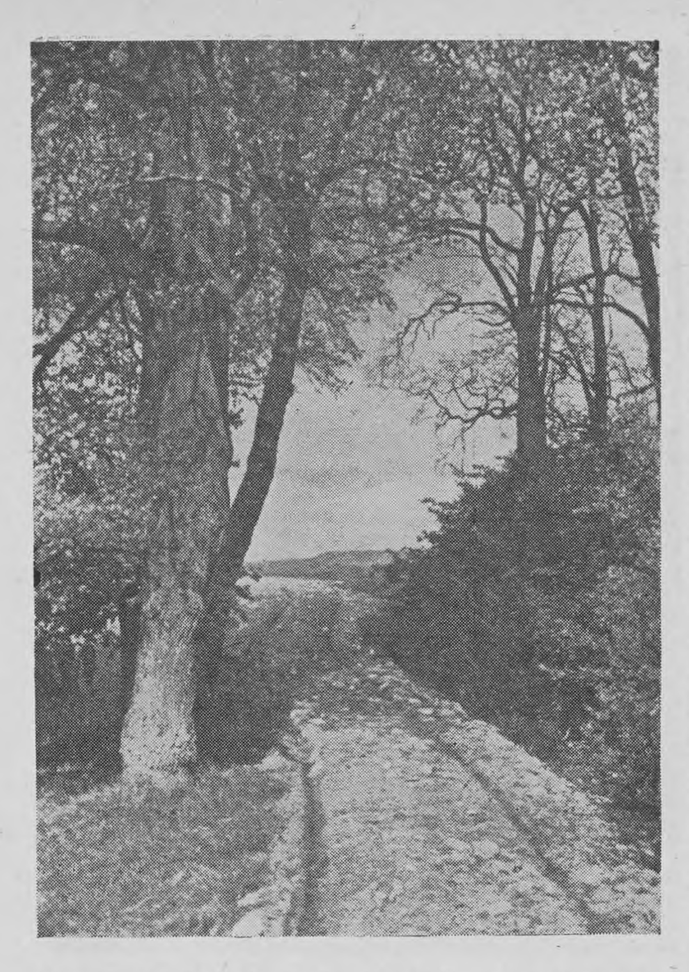
Wie Sie wissen, wurde ich von unserem Generaloberen beauftragt, unsere Missionare in Ceylon (Indien) und auf den Philippinischen Inseln zu besuchen. Am 3. Januar 1948 trat ich meine Missionsreise an. In dunkler Nacht begab ich mich am genannten Tag auf den Flugplatz Roms. Zwei Stunden nach Mitternacht stieg unser TWA-Flugzeug auf und führte uns in die Ferne. Ich versuchte zu schlafen. Bei Tagesanbruch waren wir bereits in Cairo (Afrika). Eine halbe Stunde lang zirkelten wir über Cairo umher, bis wir erfuhren, daß jede Landung unmöglich sei. Starke Winde und Wüstensandstürme umdunkelten Cairo derartig, daß die Flugplatzverwaltung das Landen nicht erlaubte. So fuhren wir denn ostwärts, dem Heiligen Lande zu. Es hieß, daß wir in Lydda, dem Flugplatz Jerusalems, landen werden.

Der Sturm wurde inzwischen immer wilder. Das Flugzeug schaukelte nur so in der Luft herum und die meisten Passagiere wurden „luftkrank". Man sah, wie sie immer wieder nach jenen kleinen Papierkästchen griffen, die auf Luftreisen halt so wichtig sind — weil der Magen das viele Schaukeln und Wiegen nicht verträgt. Ich selbst begann auch schon die Übel der „Luftkrankheit" zu spüren und bald hätte auch ich nach einem Papierkästchen greifen müssen. Zum Glück ist die Flugzeugstrecke von Cairo nach Lydda nicht lang. Sie dauerte kaum eine Stunde.

Im Flughafen Jerusalems durften wir aussteigen. Zu allererst gab man uns ein gutes, warmes Frühstück. Dann durften wir machen was wir wollten. Ich schaute mir selbstverständlich mit größtem Interesse die Umgegend Jerusalems an, doch leider gab es an jenem Tage einfach garnichts zu sehen. Der wilde Wind wirbelte den Sturm um uns herum und hoch hinauf in die Lüfte. Flugzeuge, die landen wollten, mußten durch Lichter zum Flugplatz geleitet werden.

Man sagte uns Passagieren, daß wir womöglich bis zum nächsten Tage bleiben müßten. Bei diesem Wetter sei es zu gefährlich, wieder aufzufahren.

Die Städte unseres Heilandes, Jerusalem, Bethlehem und Nazareth, waren in unserer allernächsten Nähe. In weniger als 45 Minuten hätten wir im Auto in Jerusalem sein können. Da wir ja doch nicht weiterfahren konnten — und da wir doch so nahe der heiligen Ortschaften waren, von denen uns unsere Erlösung kam, baten wir sebstverständlich um Erlaubnis, eine Autoreise dorthin machen zu dürfen. Diese Bitte wurde uns jedoch abgeschlagen. Erstens war Palestina immer noch im Kriegszustand — Juden und Araber beschossen sich —, und zweitens war kein Auto vorhanden. Es gab am Flugzeug nur einen schwerbewaffneten Tank, den wir selbstverständlich für unsere



Pilgerreise nicht benutzen durften. So blieb uns denn nichts anderes übrig als im Flughafen zu bleiben und zu warten.

Es tat einem wirklich weh, so nahe der heiligen Orte sein zu dürfen, und doch vor ihren Toren stehen bleiben zu müssen. Ein junger Angestellter des Flughafens, nicht katholisch, erzählte mir von den tiefen Eindrücken, die der Besuch Bethlehens am Weihnachtstage 1947 in ihm zurückgelassen hatte. Betende Menschen und schwerbewaffnete Soldaten haben das Heiligtum des Geburtsortes Christi gefüllt — die Friedlosigkeit der Menschen an der Krippe des Friedens!

Es gibt eben keinen Ort auf Erden, der Frieden gibt. Selbst nicht im Heiligen Lande. Des wahren Friedens Heimat ist in Gott und im Herzen des Menschen, der Gott will.

Gegen Abend jenes denkwürdigen Tages in der Nachbarschaft Jerusalems beruhigten sich plötzlich die Winde. Es wurde uns bekanntgegeben, daß wir weiterfahren können. Und wirklich, um acht Uhr abends saßen wir im Flugzeug und ließen uns über Jerusalem und Bethlehem tragen. Wir sahen die Lichter beider gesegneten Städte kurz unter uns aufleuchten, dann ging es in die tiefe Nacht hinein und in ganz fremde Weiten.

Früh am nächsten Morgen waren wir bereits über Karachi, und um Mittag landeten wir in der großen Stadt Indiens Bombay. Man nahm uns vom Flugplatz sofort in die erste Großstadt des Orients, die ich betreten durfte. Bombay zählt 3 Millionen Einwohner. Wenn man Menschen sehen will, soll man nur nach Bombay fahren, oder nach Calcutta. Dort kann man sehen was das heißt: Menschenüberfüllte Straßen!

Bombay's Einwohnerzahl scheint sich während der letzten Zeit verdoppelt zu haben. Endlos sind die Züge heimatloser Inder, die der Krieg Indiens von Haus und Hof getrieben hat, und die nun Brot und Dach in der Großstadt Bombay suchen. Die Tageszeitungen Bombay's schrieben, daß 250,000 Menschen die Nächte einfach auf den Straßen verbringen. In den Vorstädten sah ich endlose Reihen von Hüttchen, die aus allermöglichem Zeug zusammengebaut worden waren und in denen die Vertriebenen Schutz vor Wind, Regen und der unbarmherzigen Sonne suchten. Was diese Menschen durmachen, wie sie leben und welchen Gedanken und Hoffnungen sie sich noch hingeben, kann man sich nicht vorstellen. Hunderte von Meilen sind sie dahergewandert gekommen, um nichts zu finden. Nichts an der allernotwendigsten Dingen des Lebens — nichts, als nur Ruhe vor dem Verfolger.

Das Wetter in Bombay war kühl. Als es Abend zu werden begann, zitterten die Heimatlosen vor Kälte. Mitten auf den Straßen zündeten sie sich kleine Feuerchen an, die bald von ganzen Gruppen umstanden waren. Nach indischer Auffassung war es aber auch wirklich kalt. Die Temperatur fiel bis zu 62 Grad **über** Null!

Die Großstadt Bombay ist europäisch modern — und zu gleicher Zeit orientalisch fremd. Neben modernen Bank- und Verwaltungsgebäuden und Kaufhäusern ziehen sich lange Reihen echt indischer Kaufläde1chen.

Bischof Edmund Peiris, O.M.J. der Diözese Chilaw, auf der Insel Ceylon, hatte für meinen Aufenthalt in Bombay bereits alles vorbereitet. Durch seine freundliche Vermittlung wurde ich Gast des hochw. Herrn Erzbischofs Roberts, S. J., und der Jesuitenpatres des St. Marienkollegs von Bombay. Dort fühlte ich mich vollständig zu Hause.

Zwei Tage später ging es wieder zum Flugplatz zurück. Ich mußte von Bombay nach Ceylon, der Südinsel Indiens und dem ersten Ziel meiner Missionsdienstreise. Es ging südlich über Indien. In Hyderabad, im Lande eines der reichsten Männer der Welt, landeten wir. Der Flugplatz liegt ganz allein für sich in der weiten Welt Indiens. So weit man auch schauen mag, sieht man nichts, weder Stadt noch Haus. Die Gegend dort ist sehr dünn besiedelt.

Nach dem Mittagessen im Flughafen von Hyderabad ging es weiter, und zwar nach Madras, einer weiteren Großstadt Indiens. Da der Flugplatz jedoch 12 Meilen außerhalb der Stadt ist, bekamen wir nichts von Madras zu sehen. Viel Lust dazu hatte ich übrigens auch garnicht. Die indische Hitze gab sich mir stark zu fühlen, und ich begann mich nach dem Ende meiner Reise zu sehnen. Im Flughafen Madras fand die Zollrevision statt, und dann ging es endlich weiter nach Ceylon. Bereits ein und einehalbe Stunde nach unseren Aufstieg in Madras sahen wir tief unter uns die herrliche Insel Ceylon liegen. Sie wird „Perle Indiens" genannt. Als ich Ceylon vom Flugzeuge aus sah, verstand ich, warum sie diesen Namen trägt. Staunend schauten alle Passagiere auf das unter uns liegende Landschaftswunder. Endlose Kokonußbaumwälder zogen sich der Küste entlang. Wie aus dem Ozean geboren, erhoben sich vor unseren Blikken die blauen Berge der Insel. Flüsse, Reißfelder — und dann der unübersehbare Urwald! Dreifünftel Land der Insel Ceylon ist immer noch undurchdringbarer Urwald. Die Einwohner Ceylons, sechs Millionen, leben zum allergrößten Teil an der Küste.

Je tiefer wir uns über Ceylon herabließen, um so deutlicher sahen wir das unter uns liegende Land. Wir entdeckten kleine Ansiedlungen und Dörfer. Man mußte schon gut hinschauen, wenn man sie sehen wollte, denn alles war wie von den Kronen mächtiger Kokonußbäume bedeckt, wie von einem grünen Dach.

Von der Nordküste Ceylons bis nach Colombo, der Haupstadt Ceylons, ganz im Süden der Insel gelegen, fuhren wir eine ganze Stunde lang. Man kann sich wohl denken, mit welcher Gespanntheit ich vom Flugzeug aus die Stadt Colombo betrachtete. Sollte ich doch ein paar Monate lang von dieser Stadt aus meine Missionsdienstarbeit auf der Insel Ceylon verrichten.

Fortsetzung folgt.



Maria

In dunkler Nacht
Bist du der helle Stern.
Dein Glanz weist uns
Den Weg zum Herrn.
Führ uns, Maria!

Auf wildem Meer
Bist du das sich're Boot,
Das uns bewahrt
Vor Untergang und Tod.
Rett uns, Maria!

In heißem Kampf
Bist, Reinste, uns're Kraft,
Daß unser Mut
Nicht vor dem Feind erschlafft.
Stärk uns, Maria!

Du hast den Herrn
Und Heiland uns gebracht,
Maria, Mutter
Voller Lieb' und Macht.
Gruß Dir, Maria!

Im Nonnenkleide

von Konrad Kuemmel

„Nun, wie gefall' ich dir, Schwesterchen?" rief ein junges etwa achtzehnjähriges Mädchen einem etwas ältern zu. Sie war fertig angezogen im Maskenkostüm — als Nonne, mit schwarzem Kleid und Schleier.

„Schwester, Schwester," seufzte die andere, „du hättest dich nicht von den Meyers bereden lassen sollen mitzugehen, und vollends als Klosterfrau — das ist gewiß sündhaft!"

„Ach, das kann ich nicht glauben!" rief die erste; Meyers sind solide Leute, ich bin da gut aufgehoben, und wenn du kommst um 2 Uhr früh und holst mich, dann bin ich unter deinem Schutz auf dem Heimweg. — Aber horch! schon kommt der Wagen; ich habe versprochen, pünktlich zu kommen, damit wir uns im Redoutensaal gleich treffen."

„Ach, Emma," sagte die ältere wieder, „bete doch noch unterwegs recht zur Mutter Gottes, denk an die seligen Eltern; mir ist's ganz angst um dich."

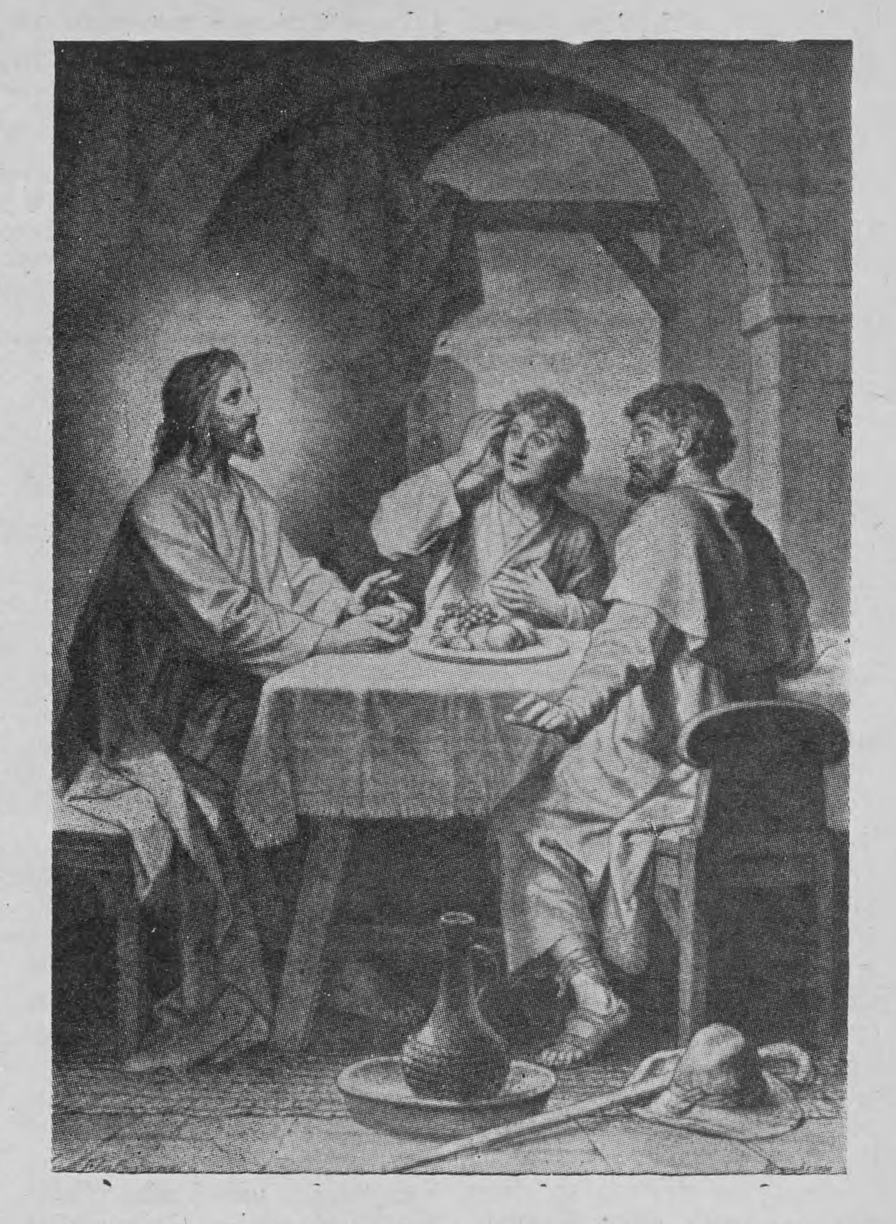
„Pah — angst, ich bin kein Kind mehr."

„Aber diese Maskerade — es ist schrecklich!"

„Ach, Frau Meyer hat gesagt, das mache nichts und stünde mir am besten. Doch adieu, Schwesterchen."

Damit umarmte die Nonnen-Maske ihre Schwester rasch. Diese flüsterte ihr ins Ohr: „Emma, ich will beten für dich, und du — denk an deinen Schutzengel!"

Jetzt war Emma drunten beim Wagen.



Der Kutscher stand am Schlage und öffnete dienstbereit und auffallend höflich.

„X-straße, Nummer Y!" rief Emma.

„Weiß schon, weiß schon, ehrwürdige Schwester!" unterbrach er sie, schwang sich auf den Bock, und rasch jagte der Wagen dahin durch die dunkelnden Straßen.

Wie Emma jetzt so allein im Wagen saß, da kamen ihr doch allerlei sonderbare Gedanken. Eigentlich war's ihr doch nicht ganz wohl zu Mute bei der Sache. So allein auf dem Ball — dazu in diesem Kostüm! Kam auch noch eine andere als Nonne verkleidet? Wie würde man sie anschauen? Es begann sich im Innern etwas zu regen, was ihr sagte: du bist nicht auf rechtem Wege. Emma war, wenn auch mit manchen Fehlern behaftet, doch bis jetzt weder ungläubig noch leichtfertig gewesen. Nun war es ihr, seit sie in der Maske steckte, als ob unsichtbare Hände sich aus

streckten nach den beiden Kleinodien ihres Lebens, nach dem Glauben und der Unschuld. Es ward ihr geradezu unheimlich, und fast hätte sie laut gesagt: „Wäre ich nur nicht gegangen!“

Es war das Gewissen, das sich zum letztenmale regte.

„Denk an deinen Schutzengel!“ hatte die Schwester ihr ins Ohr geflüstert beim Gehen. Jetzt dachte sie an ihn, und angstvoll flüsterte sie: „Ach, laß mir's doch nicht gehen wie so vielen!“

Der Wagen hielt, der Kutscher öffnete den Schlag. Emma stieg aus und trat in die hell beleuchtete Vorhalle des mächtigen Gebäudes; der Kutscher wünschte höflich guten Abend und fuhr rasch von dannen. Es zeigte sich niemand unter dem Portale; es war still; doch — nebenan hörte sie viele Leute laut sprechen. „Das wird wohl die Garderobe sein,“ sprach sie, und ergriff eben die Türklinke, als sie ein Geräusch hörte. Von innen heraus nahten langsam ein paar Gestalten in der gleichen Klostertracht wie Emma, dazu einige Männer; jetzt kamen sie zu der Glastüre — Emma wollte den Masken entgegeneilen mit einem Spaß — aber wie ernst waren doch diese Leute! Und die zwei Männer — ach, die trugen ja auf einer Bahre einen Menschen daher, dessen Angesicht bedeckt war — einen Toten! Und die zwei Frauengestalten, die so langsam nebenher gingen — das waren ja wirkliche, echte Nonnen! Emma blickte halb verzweifelt um sich — der Schrecken lähmte ihre Stimme. Wo war sie denn? Sie war ja gar nicht im Ballhause! Jetzt fiel ihr Blick auf die Wand, an der sie stand: da hing ein großes Crucifix, davor eine Lampe. —

Emma war in das Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern gekommen! Jetzt öffnete sich die Glastüre — um des Himmels willen, so konnte Emma sich doch den Schwestern nicht entgegenstellen! Rasch öffnete sie die Türe, neben welcher sie stand, trat ein und stand — in der Spitalkapelle.

Ein ziemlich tiefes Halbdunkel herrschte; aber trotzdem war das Mädchen in einem Augenblick bis ins Innerste ergriffen von dem Bilde, das ihr Auge überschaute. Die niedere, breite Kapelle, die von der Straße her noch einen zweiten Eingang hatte, war Kopf an Kopf gefüllt mit Andächtigen. Vornen an dem Altar brannten ein paar Lichter, ein greiser Priester betete vor, die Menge antwortete. Leute aus allen Ständen waren da: vornehme Damen und Bürgersfrauen und verschiedene Männer, auch jüngere, dann besonders jüngere Mädchen aus dem Bürger- und Handwerkstande. In einmütiger Frömmigkeit kniete eines neben dem andern.

Emma, welche in Todesangst war, man erkenne sie als Maske, und doch auch nicht wieder hinaus wollte, um nicht draußen von den Schwestern entlarvt zu werden, suchte, wo sie noch ein Plätzchen fände. Ganz hinten an der Türe kam sie an; da kniete sie nieder. Es war nur gut, daß es so dunkel war.

Jetzt wandte sich der Greis an die Versammelten. Mit ruhiger, herzlicher Stimme mahnte er sie, sich fern zu halten von den Torheiten und Sünden der Welt in diesen Tagen. Er stellte ihnen vor, wie dieser Genuß so bösen Stachel hinterlasse und nicht sättige, während das gute Gewissen, der Lohn für ihr Wegbleiben, alles übersteige an Frieden und Seligkeit, was die Welt biete. Er stellte ihnen vor, wie Tausende schon, die bis dahin brav und unschuldig gewesen, durch Tanz und Unmäßigkeit, die tolle Freiheit und die furchtbare Versuchung von innen und außen in diesen Tagen alles an Tugend und Ehre hingegeben, was sie bisher so treu gehütet — und wie sie nachher die Narrenkleider tausendmal verflucht hätten, in welchen sie so unglücklich geworden waren.

Emma drang alles Blut zum Kopfe. Wie wahr war das alles! Und doch — wie lockte der Tanz und die Ausgelassenheit!

Der Priester hatte geendigt mit der Bitte, recht zu beten für die Unschuld, die in diesen Tagen in Gefahr sei oder gar falle; die Litanei zum Leiden Christi folgte.

Emma schaute scheu auf, ob sie nicht erkannt wurde. Bis jetzt war das nicht der Fall: man hielt sie offenbar für eine Schwester. Da streifte ihr Auge plötzlich eine Gestalt, die drüben in der Ecke kniete ganz allein. Es war eine kräftige, noch jugendliche Gestalt, wohl eine Dienstmagd. Mit ausgebreiteten Armen kniete sie unbe-

Seid lustig und munter, aber begeht keine Sünde.

Frohsinn und Glaube sind durch ein geheimes Band verbunden. Gott will keine Kopfhänger; David, sein Liebling, sang und tanzte vor ihm. Philippus Neri, der Heilige von Rom, der sich besonders der Jünglinge, Knaben und Kinder annahm, pflegte zu sagen: „Seid lustig und munter, aber begeht keine Sünde.“ Das ist ein Spruch wie von einem Engel, gar nicht auszuschöpfen. Das ist ein kindliches Evangelium, um so mehr zu empfehlen, als es — nach seinen beiden Seiten — heute den Menschen fehlt.

Langbehn

weglich da und betete. Die Umstehenden schienen sich wenig um sie zu kümmern. Während aber ihr Blick noch verwundert auf der seltsamen Erscheinung ruhte, hörte sie plötzlich neben sich ein Geflüster. Ihre Nachbarin rückte weg von ihr, eine andere auch.

„Hinaus!" hörte sie rufen, „eine Entehrung des Gotteshauses!" Man hatte erkannt, daß sie nur eine Masche war. Ihre Angst war unaussprechlich, wie sie ein paar Leute hinausgehen sah, offenbar, um Polizei zu holen; sie wollte etwas sagen — es war nicht mehr möglich. Ohnmächtig sank sie auf die Sitzbank zurück. —Als Emma wieder zu sich kam, lag sie in einem Zimmer des Spitals auf einem Ruhebett. Neben ihr stand eine ältere Schwester und der Hausgeistliche. Streng und doch nicht ohne Teilnahme ruhte der Blick der beiden auf der Maske.

„O, haben Sie Erbarmen!" war Emmas erstes Wort, „schicken Sie nicht nach der Polizei — ich tat nichts Böses!" Dann brach sie in einen Strom von Tränen aus.

Sanft sprach ihr die Oberin zu, und so gelang es endlich, daß Emma alles erzählte. „Ach, ich wollte gewiß den Gottesdienst nicht stören!" rief sie unter Tränen — „ich vergaß, daß ich im Maskenkleide steckte; ich habe bitter bereut, daß ich mich zu diesem Schritt verleiten ließ. Ach, es war mein Schutzengel — das habe ich erkannt — der mich ins Krankenhaus geführt hat statt auf den Maskenball; nun ist beschlossen: nicht um die ganze Welt ließe ich mich wieder dazu bringen, mich zu maskiren! Nein — nie, nie!"

Der Priester und die Oberin waren mehr als gerührt über diesen Wechsel der Gesinnung. Emma gab ihre Wohnung an; man schickte dorthin und ließ ihre Schwester holen.

Es war schon stark gegen Mitternacht. Der Priester ging; Emma blieb bei der Oberin und wartete auf den Wagen und die Schwester, während die Ordensfrau aus allen Kräften das Mädchen in ihren Vorsätzen zu bestärken suchte. Jetzt konnte Emma wagen, nach jener Gestalt zu fragen, die sie in der Kapelle mit ausgestreckten Armen so ernst hatte beten sehen.

Die Oberin sagte: „Ihnen zur Warnung darf ich's mitteilen. Das ist Afra, die Magd, die nun im siebenten Jahre bei uns ist. Sie hat in dieser Zeit noch nie gelacht; sie arbeitet unverdrossen, sie wacht und betet gern, keine Anstrengung ist ihr zuviel; eine bessere, stillere und opferfreudigere Magd können wir nie bekommen. Wenn aber die Ballzeit angeht und Fastnacht naht, dann kniet sie stundenlang mit ausgebreiteten Armen nachts nach vollendeter Arbeit in der Kapelle allein und betet. Sie betet, und ein wahrhaft furchtbarer Ernst breitet sich da über ihre Züge aus, ein Leid und Schmerz, der einen im Innersten mit Liebe und Mitleid erfüllt; aber weinen hab' ich sie noch nie gesehen; tränenleer starren die Augen und doch vertrauensvoll zum Altar, indes die Lippen betend sich bewegen. Was in ihrem Innern vorgeht, das kennt Gott allein. Und in diesen Tagen schläft sie auf hartem Boden, ißt kaum den dritten Teil von dem, was sonst, sucht mit Absicht das Schwerste, Bitterste an Arbeit und Leiden auf, und ihre Nebenmagd kam schon dazu, wie sie sich aufs furchtbarste geißelte."

Emma schauderte zusammen — und doch, es war so heilsam, so kraftvoll und groß, was aus diesen Worten sprach. „Was hätte ich verdient!" flüsterte sie.

„Es knüpft sich eine schreckliche, fürchterliche Erinnerung für unsere arme Afra an die Fastnachtszeit, so viel wissen wir — und damit wissen auch Sie genug."

Gedankenvoll hatte Emma zugehört. Jetzt kniete sie rasch vor der Oberin nieder und küßte unter Tränen den staubigen Saum ihres heiligen, geweihten Gewandes. „Als ein Zeichen meiner Reue über den Spott, den ich diesem Kleide angetan," murmelte sie.

Die Oberin hob sie auf und schloß sie in die Arme. „Mein Kind, es war Ihre Rettung: wer weiß, ob für Sie nicht die Hölle an diesem Abend hing, wenn Sie zum Balle kamen!"

Jetzt trat die Schwester Emmas ein. Nach kurzer Auseinandersetzung bestiegen die beiden Mädchen den Wagen und fuhren heim. Es war nachts, etwa 2 Uhr. Auf der Straße taumelten Betrunkene dahin; lautes, freches Gelächter gellte dann und wann aus dem Munde einer weiblichen Maske . . . .

Emma hat ihr Wort gehalten. Sie ist ganz und voll auf den Weg des Guten zurückgekehrt; sie ist still und stiller geworden, und nachdem ein paar Jahre vorbei waren, hat sie ihre unentwehte Seele dem göttlichen Bräutigam in jungfräulichem Bunde fürs Leben vermählt, und im Ernste das heilige Kleid des Klosters genommen, das zu tragen sie freilich wie sie heute noch sagt, niemals würdig wäre, das ihr aber die unendliche Barmherzigkeit des Heilandes trotzdem zu tragen gewährt hat.

Die Lage des deutschen Kindes

von R. M. Heut.



Ein Kind hat eigentlich keine Nationalität. Ein Kind ist immer ein Geschenk Gottes an die ganze Menschheit. Es ist der Liebe aller Völker anvertraut. Deswegen wird wohl jeder edle Mensch in der Welt mit Ergriffenheit an das tragische Schicksal der deutschen Kinder denken.

Schon als Ungeborene wurden sie geschüttelt von dem furchtbaren Wogengang unserer dämonischen Zeit. Sie träumten einen unruhigen Traum unter den Herzen ihrer verängstigten Mütter. Nur zu oft erblickten sie in irgendeinem Kellerwinkel das Licht oder besser gesagt das Dunkel dieser Welt. Ihr erster Schrei mischte sich nicht selten mit dem Gedröhn der Bomber. Viele deutsche Kinder tragen das Merkmal der bösen Hunger- und Angstjahre an sich und in sich herum. Zarte Gliederchen — das Erbe einer erschöpften Mutter, durchscheinende Gesichter — die Folgen des Hungers und der alarmgestörte Nächte; unruhvoll brennende Augen — schmerzliche Spiegel schwerer, unverstandener Schrecken. Das Wesen der heutigen deutschen Kinder hat vielfach etwas Gespaltenes, Zerrissenes an sich. Betrüblich viele sind keine harmlos-vergnügten Erdenbürger, sonder kleine Leidende.

Das Leben des **Kleinstkindes** ist von der Not übeschattet. Die unterernährten Mütter gebähren nach hartem, mitunter sogar abnormen Geburtsverlauf die Kinder hinein in den Mangel. Den hungernden Frauen versiegt nur zu bald die Milch in der Brust. Dem Säugling fehlt es an guter Flaschenmilch, an vitaminreicher kalkhaltiger Nahrung. Rachitis und Tb. sind weit verbreitet. Das Zahnen fällt den Kindern schwer. Eitrige Augenentzündungen, hartnäckige Ausschläge machen als Folge von Ernährungsstörungen den Aerzten vielfach zu schaffen. Es ist ja eigentlich Unsinn und hoffnungslos, das System einer Krankheit zu bekämpfen, wenn man das Uebel nicht an der Wurzel fassen darf. **Die Wurzel heißt: Ungenügende, falsche Ernährung und ungeeignete Lebensverhältnisse.** Gewiß kommt seit der Währungsreform manche Ware wie Gemüse und Obst an den Markt, aber zu Preisen, welche die deutsche Familie auf die Dauer nicht erschwingen kann. So bleibt nach wie vor der Hunger ein Dauergast in Deutschland. Ebenso schwer sind Wäsche, Kleider und Schuhe für die Kinder zu beschaffen. Welche Summen wären nötig, um total verarmten Familien mit ihren heranwachsenden Kindern zu versorgen! Die Abwertung hat die letzten Mittel erschöpft. So werden also nach wie vor deutsche Kinder auch bei Wind und Wetter in kurzen, dünnen Kittelchen umherlaufen. Wie gerupfte Spätzlein hüpfen sie fröstelnd auf der Straße. Und weiterhin werden wachslustige Füßchen in enges, ungeeignetes Schuhwerk gezwängt, weil eben das Nötigste nicht kaufbar ist. Mit Schmerz müssen die Eltern sehen, wie ihre Lieblinge vor der Zeit welken. Eine leichte Erkrankung genügt heute schon, um ein zartes Kind hinwegzuraffen. Die Kindersterblichkeit ist in Deutschland sehr im Ansteigen begriffen.

Schlimmer noch als Hunger, Blöße und Kälte wirken sich die ungesunde, häusliche Luft, die unerträglichen Wohnungsverhältnisse und die schlechte seelische Verfassung der Erwachsenen auf die eindrucksfähigen Kinder aus. **Deutschland ist ein großer Pferch, ein furchtbares Massenlager.** Von allen Seiten wurden und werden heute noch die Menschen wie arme Herden hineingetrieben ohne Rücksicht auf die Aufnahmefähigkeit dieses Lebensraumes. Kürzlich hat der bayr. Ministerpräsident erklärt, daß täglich gegen 600 Deutsche aus der CSR über die Grenze nach Bayern kommen. Selbst aus Holland und Belgien werden Deutsche, welche schon viele Jahre dort ansässig waren, nach Deutsch-

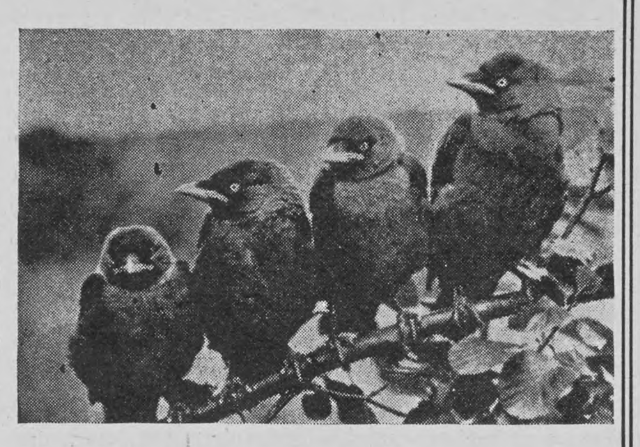
land ausgewiesen. — Das Wohnungselend schreit zum Himmel. Es spiegelt sich das Leben zahlreicher Familien sehr oft in einem einzigen Zimmer ab, das zum Wohnen und Schlafen dient. Da fallen nur zu leicht alle gottgewollten Schranken von Mensch zu Mensch, die zartesten, verletzlichsten Bezirke des menschlichen Daseins können in solchen menschenunwürdigen Verhältnissen nicht mehr ehrfürchtig gehütet werden. Eheliche Begegnung, Geburt und Tod sind Geschehen, die sich vor den armen Kleinen mitunter brutal, ohne jede ehrfürchtige Verschleierung vollziehen. **Das deutsche Kind kann sich nicht wehren gegen die gewaltsamen seelischen Eindrücke, die es meist schon zu früh empfängt und welche es dann als unverarbeitetes, störendes Erlebnis in sich herumträgt.** Damit ist aber auch die Welt des Kindes zerstört, wird echte Jugendfreude im Keim erstickt. Etwas Greises, Verlebtes blickt aus vielen, bleichen Gesichtlein. Arme, betrogene Kinder, Opfer einer haßkranken Menschheit!

Möchte doch das christliche Gewissen in allen Völkern aufwachen! Wir bitten die Gutwilligen der ganzen Welt: **Macht ein Tor auf, um Christi willen, damit das deutsche Kind wieder atmen kann!** Schafft menschenwürdige Verhältnisse, indem ihr deutschen Familien die Erlaubnis zur Auswanderung oder Rückkehr in ihre Heimat erwirkt! Es ist undenkbar, daß die Menschenmassen in Deutschland bestehen können. **Millionen sind zu Verelendung und Untergang bestimmt und unter diesen Millionen befinden sich Tausende unschuldige Kinder.**

In den Schulen zeigt sich bereits ein erschütterndes Elendsbild. **Eine Untersuchung von Schulneulingen** zeigte kürzlich folgendes Ergebnis: Von 1032 Kindern hatten 55% Untergewicht, 30% schwere gesundheitliche Schäden allgemeiner Art, 53% Rachitis, 14% Diathese, 38% nervöse Störungen. Eine Reihe von Kindern leidet an Zahnfleischbluten, an bösartiger Wurmplage und ein Großteil der Schulkinder zeigte eine Anlage zu Senkfuß. In der Schule zeigen die Kinder durchweg rasche Ermüdbarkeit und Mangel an Konzentrationsfähigkeit. Sie können sich nicht ruhig halten. Das ist nicht verwunderlich, denn in den überfüllten Häusern und vollgestopften Flüchtlingslagern herrscht immer Unruhe und dieser Mangel an Ruhe zerstört mit Sicherheit das Nervensystem des Kindes. Ohne Zweifel ist die Einführung der Kinderspeisung ein großer Segen und allen edlen Kinderfreunden, welche dieses Unternehmen fördern, sei innig Dank gesagt. Doch sind die häuslichen Notverhältnisse der Kinder derart furchtbar, daß sie zunächst noch die Wirkung der wohltätigen Einrichtungen stark abschwächen. Wie glücklich sind die verantwortlichen Stellen, wenn ihnen Hilfsmittel für die Kinder zugehen! Bestimmt kostet es den gütigen Spendern Opfer an Zeit und Geld, um solche Werke der Nächstenliebe durchzuführen. Wer aber je bei Geschenkverteilungen, Schuhspenden und dgl. das Aufleuchten der Kinderaugen gesehen und die lauten und stummen Äusserungen der Freude erlebt hat, wird reich belohnt für alle Mühe. Wir bitten daher von neuem: Helft uns das deutsche Kind retten! „Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt in meinem Namen, nimmt mich auf!" Dieses Heilandswort steht auch über jedem deutschen Kind. **Viele Kinder werden leiblich und seelisch nur dann gesunden können, wenn man ihnen einen längeren Kuraufenthalt vermittelt.** Nicht nur Tbc kann verkapselt werden, sondern auch böse Jugenderfahrungen. Tatkräftige christliche Liebe kann schlimme Eindrücke neutralisieren. **Wir bräuchten für viele Kinder einen Auslandsaufenthalt in Familien oder Heimen.** Es ist eine traurige Erfahrung: wenn armen Kindern nicht zur rechten Zeit Barmherzigkeit geschieht, dann wächst das körperliche und seelische Elend mit demselben heran, — zum Schaden der Menschheit. Ihr Kinderfreunde im Ausland! Stellt Euch in den Dienst des göttlichen Kindes, das in jedem unschuldigen Kleinen nach Euch ruft! Jede kleinste Gabe ist ein kostbarer Baustein an diesem erhabenen Werk. Vergeßt nicht: Aus der Not des Kindes wächst zwangsläufig die Jugendnot heraus. **Rettet daher, wir bitten Euch, das deutsche Kind, damit eine gesunde, christliche Jugend Euch danke!**

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

Fortsetzung.

„Er behauptet, nichts gesehen zu haben. Und nicht nur das, Herr Pfarrer, der Herr Manuel scheint alle Schuld seiner Schwierigkeiten den Erscheinungen zuzuschreiben. Das hat er mir in ganz klaren Worten gesagt. Er ist geradezu darauf versessen, diesen Aberglauben zu zerschlagen."

„Aberglauben?", fragte Herr Markus, an Mutter Maria Judah herantretend.

Mutter Maria Judah schaute dem Priester geradeaus in die Augen:

„Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer, ich hätte diesen Ausdruck hier wohl nicht gebrauchen sollen."

„Meinen denn auch Sie, alles sei nur Aberglaube oder Sinnesverwirrung?", fragte Herr Markus mit blitzenden Augen.

„Jeder darf halt seine eigene Meinung haben, Herr Pfarrer, auch ich. Darüber wollen wir uns aber nicht streiten. Was machen wir mit dem hochwürdigen Herrn Manuel? Jemand muß ihm helfen. Ich habe ihm zugesprochen, nachzugeben. Bis jetzt waren alle meine Worte zwecklos."

Herr Markus mochte Mutter Maria Judah nicht mehr ganz leiden. Das Wort „Aberglaube" hätte sie wirklich nicht nennen sollen. Zu viel Geistesstolz sprach aus der Art und Weise, in der sie es gesagt hatte. Das meinte Herr Markus ganz deutlich gefühlt zu haben und immer noch zu empfinden. Es wurde ihm bitter im Munde. Er stellte noch ein paar knappgehaltene Fragen an Mutter Maria Judah, dann entließ er sie.

Die ehrwürdige Mutter fühlte, daß sie nicht in Gnaden entlassen worden war.

Herr Markus hatte an diesem Tage sehr viel nachzudenken. So eine blinde Verbohrtheit, wie sie der hochwürdige Herr Manuel an den Tag legte, wollte ihm einfach nicht in den Kopf. Was bezweckte der Herr Manuel eigentlich? Er wollte nicht mit der Kirche brechen, wollte aber auch nicht nach Lissabon. Und auch den verbotenen Kampf gegen die Erscheinungen im Irenental wollte er nicht aufgeben. Er wußte ganz genau, wie sehr ihn die Kirchenhasser von Ourem mißbrauchten, und doch glaubte er ihnen immer wieder. Daß die Ouremer ihn nie rechtfertigen werden, und daß so eine Rechtfertigung nicht viel in Lissabon gelten werde, sollte er doch ebenfalls schon längst eingesehen haben. Und doch will er sie.

Alles Gegensätze, alles gegen den klaren Verstand und gegen vernünftiges Denken.

„Wie blind man doch trotz aller Intelligenz werden kann", schüttelte Herr Markus unwillig den Kopf. „Dem fehlt es an der Demut."

Diese und anderen Feststellungen erfüllten den Herrn Markus mit Grimm. Wirklich, er wurde auf den hochwürdigen Herrn Manuel böse.

Die ganze Lehre Jesu Christi kann man auf zwei Sätze des Heilandes zurückführen: „Seid demütig und sanftmütig von Herzen, wie ich demütigen und sanftmütigen Herzens bin", und: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe." Herr Markus hatte sehr oft über diese wundersame Einfachheit der Christenlehre nachgedacht, und er hatte sie mit dem praktischen Leben — auch mit seinem eigenen — verglichen.

Das Einfache ist nicht leicht, weil das Menschenherz es nicht will. Der Mensch hat immer Verlan-

gen nach dem Großen, nach großen Heldentaten und nach großen Sünden. Wievielmal der Herr Markus gerade dieses seinen Pfarrkindern schon von der Kanzel erklärt hat, wußte er nicht mehr. Er hatte gesagt, daß viele weise Männer der Heiden zwar auch von der Demut und über die Liebe gesprochen hätten, aber nur den Worten nach. Der Sinn der Heidenlehre sei ganz anders gewesen als der Sinn der Lehre des Heilandes. Das sei daraus zu erkennen, daß Jesus immer wieder sagte: „Seid demütig wie ich! Liebet, wie ich!"

Des Heilandes Demut und Lieben sei nicht natürlich gewesen, es habe dort übernatürlichen Geist gegeben. Uebernatürliche Demut und übernatürliches Lieben habe er uns anempfohlen, während die Heiden immer nur von natürlichen Tugenden sprachen. Deswegen seien die heidnischen Lehrer auch mit ihrer Weisheit nicht weit gekommen. Der natürliche Stolz und die natürliche Eigenliebe seien immer noch viel viel größer und stärker als alle Lehren heidnischer Meister.

Wo aber seien die Früchte der übernatürlichen Lehre Jesu Christi?

Herr Markus sagte es seinen Leuten ganz klar, wo sie waren: „Sie sid nicht da, weil sie nicht aufkeimen lassen. Die Saat dieser Früchte ist die Gnade des Herrn. Das Ackerfeld ist der gute Wille des Menschen, der die Gottessaat der Gnade genau so hingegeben und so bereitwillig aufnehmen soll wie der Acker des Feldes den Weizen aufnimmt. Und was macht der Acker nach der Saat? Er gibt alle seine Kräfte dem Samenkörnlein hin, hält nichts, kein Wassertröpflein, kein Säftlein und kein Salzkörnlein eigensüchtig für sich zurück. Alles gibt er dem Samenkorne hin, damit es gedeihe und wachse und Frucht trage. Alles gibt er hin, bis er sich selbst verbraucht hat."

So erklärte es der Herr Markus seinen Pfarrkindern, und so kam es ihm in diesem Augenblicke in den Sinn.

Er begann sich zu schämen. Er schämte sich der schlechten Gedanken über den hochwürdigen Herrn Manuel, und er schämte sich seines Verhaltens der ehrwürdigen Mutter Marie Judah gegenüber. Alles weiß er den Leuten zu erklären, wußte ihnen in wuchtigen, manchmal auch zornigen Worten ihre Gleichgültigkeit den ganz heiligen Dingen gegenüber vorzustellen. Und hier mußte er feststellen, daß selbst er, der Pfarrer, sich vergessen könne.

„Ich werde hinfahren und die Sache wieder gutmachen. Ich werde dem Herrn Manuel helfen, und ich werde der Mutter Maria Judah ganz freundlich entgegen treten."

Nach diesem Vorsatze fühlte Herr Markus sich viel besser. Er hatte dem Jose gesagt, seinem Büßerstrick ja keine Schande zu machen. Diese Warnung wollte er an sich selbst anwenden. Er, der Pfarrer von Fatima, wollte seinem gottgesegneten Pfarrsprengel wirklich keine Schande machen. Für die Sünde darf jetzt kein Platz mehr da sein. Jetzt gilt es, des Herrn und seiner reinsten Mutter Gefallen und Segen zu finden. Schon allein aus Dank für die große Ehre, daß von all' den tausenden und abertausenden Pfarreien der Welt gerade sein Irenental erwählt worden war, das Erscheinen Marias auf Erden zu erleben.

Herr Markus nahm sein Brevier. Er wollte hinüber zur Kirche gehen.

Da leutete es an seiner Haustür.

Herr Markus ging selbst, die Tür zu öffnen.

„Grüß Gott, Herr Pfarrer", begrüßte ihn das freudig lachelnde Gesicht Rosas.

„Rosa", staunte Herr Markus, „was machst du denn hier?"

„Ich bin zurückgekommen, Herr Pfarrer. Der Ludwig wird mich wohl in Ruhe lassen. Ich möchte nun wieder bei Vater und Mutter bleiben."

„Hast du dein Büblein mitgebracht?"

Rosas Züge überschatteten sich:

„Ja, Herr Pfarrer, ich habe den Buben mitgebracht. Er hatte Keuchhusten."

„Komm herein, Kind", sprach Herr Markus, die Tür weit öffnend.

Rosa folgte der Einladung des Pfarrers. Im Studierstübchen des Herrn Markus ließ sie sich auf einen Stuhl nieder.

„Der Bube ist krank, Herr Pfarrer. Ich dachte mir, daß meine Mutter wohl besseren Rat weiß als ich. Seit über einen Monat hustet er schon, und es will nicht besser werden."

„Laß nur deine Mutter schaffen, Rosa", tröstete Herr Markus, „die weiß Bescheid. Ihr waret ja alle krank, alle, das weiß ich noch. Und eure Mutter hat euch allemal wieder auf die Füße gebracht."

Rosa senkte den Kopf und sprach leise:

„Auch Mutter Maria muß helfen, Herr Pfarrer. Ich bin auch wegen ihr gekommen."

Herr Markus fühlte es weich in sich auffsteigen. Um seiner Rührung Meister zu werden, erhob er sich und sprach:

„Knie dich hin, Kind, ich will dich segnen."

„So, und jetzt gehe und schaue deinem Kinde nach. Und wenn du ins Irenental kommst, dann

bete auch für mich", sagte er, nachdem er die Segensworte gesprochen hatte.

Rosa ging heim, Herr Markus schritt zur Kirche hinüber.

Am Abend desselben Tages saß Jose unweit des Eichbäumchens, an einen Stein gelehnt, im Grase. Eine kleine Gruppe Beter, unter ihnen Rosa, knieten vor dem Heiligtum.

Das Heiligtum selbst war eigentlich garnicht mehr da. Die vielen Leute, die am dreizehnten September gekommen waren, hatten es gestürmt und zerbrochen. Jeder wollte ein Andenken mit nach Hause nehmen. Selbst die Steine des kleinen Mäuerchens um das Eichbäumlein herum waren teilweise mitgenommen, teilweise zerstreut.

Ganz einsam stand es da, das kleine Bäumchen, ohne Zweige, ohne Blätter, nur noch ein kleiner Stumpf.

Die Fatimaleute machten Pläne für stärkere Umzäunung und für ein stärkeres Altartischlein. Am dreizehnten Oktober sollte es nicht mehr so leicht sein, alles zu zerfetzen und auseinander zu reißen.

Die Beter waren heute nur Frauenspersonen.

Jose, der den ganzen Tag im Irenental verbracht hatte, döste vor sich hin. Er war müde.

Da hörte man Pferdegetrappel den Weg daherkommen. Jose sprang auf die Beine und schaute gespannt in den Abend hinein. Er sah eine zweispannige Kutsche daherkommen, in der sechs Leute saßen, alles Männer, wie Jose bald feststellte.

Die Beterinnen waren ebenfalls aufmerksam geworden. Als sie die Kutsche sahen, erhoben sie sich. Mißtrauisch begannen auch sie der Kutsche entgegen zu schauen. Dann wurden sie unruhig. Sie stellten sich laut schwätzend dicht aneinander, und dicht aneinander sich haltend schritten sie der Kutsche entgegen.

Das Fuhrwerk war inzwischen angekommen.

Als Jose die Gesichter der Männer erkannte, die dem Wagen enstiegen, griff er nach einem schweren Knüppel.

Die Weiber eilten den Männern laut schreiend und böse schimpfend entgegen. Die Männer jedoch — und unter ihnen erkannte Jose den Ludwig — stießen die Weiber roh beiseite und schritten entschlossen auf das Eichbäumchen zu.

Jose sah, daß Ludwig eine Axt in der Hand trug. Und das brachte ihn auf einen listigen Gedanken. Unweit des zerfetzten Eichbäumchens standen zwei andere Bäumlein, ebenso zerfetzt wie der Gnadenbaum. Auf einen dieser Baumstümpfe sprang Jose zu, wütend seinen Knüppel schwingend, und schrie:

„Ihr Hunde, die Köpfe schlag ich euch blutig, wenn ihr mir das Bäumchen anfaßt."

Und Jose's List wirkte. Drei Männer sprangen auf Jose zu, hielten ihn fest, zwei andere Männer drängten mit fluchenden Worten die Weiber zurück, während Ludwig mit mächtigen Axtschlägen das Baumstümpflein zerschlug.

Jose tobte und brüllte. Er war jedoch so fest gehalten, daß er auch nicht einen einzigen Schritt machen konnte. Er wollte auch keinen Schritt machen. Der Ludwig soll nur ganz ruhig das falsche Bäumchen zerschlagen. Um das den wütenden Weibern klarzumachen, hatte er ihnen gleich zu Beginn der Balgerei zugebrüllt:

„Laßt sie nur, die Gotteslästerer, die werden ihre Strafe schon finden!"

Die Weiber verstanden, als sie Ludwig am falschen Baume sahen. Deshalb begnügten auch sie sich mit wüsten Schimpfworten, obwohl es in ihnen nur so kochte.

Ludwig hatte inzwischen des Bäumchen bis auf den Stumpf aus dem Boden geschlagen. Er sammelte alle Stücklein, selbst das allerkleinste, zusammen und warf das Holz in den Wagen.

„So", schrie er, „das ist das Ende eures Wunderbaumes. Jetzt könnt ihr beten."

Jose wurde losgelassen.

Da sah Ludwig die Rosa unter den Frauen. Mit giftigen Augen schritt er auf sie zu:

„Du bist also auch wieder hier?" Mit rohen Händen suchte er das Mädchen an die Schultern zu greifen. Rosa fuhr zurück und schrie:

„Faß mich nicht an, du Tier!"

Da schlug Ludwig ihr mit voller Kraft ins Gesicht:

„Mit dir werde ich schon noch fertig werden. Und das Kind werde ich auch bekommen", brüllte er wütend.

Da fühlte er sich von Jose zurückgerissen. Im selben Augenblicke faßten zwei Männer den Jose und warfen ihn auf den Boden. Dort hielten sie den strampelnden Landstreicher mit Händen und Knien fest.

Jetzt waren die Weiber aber nicht mehr zu halten. Mit wildem Gekreisch stürzten sie sich auf die Männer. Jose mußte losgelassen werden, denn die ihn festhaltenden Männer hatten sich gegen ein paar Frauen zu wehren, die ihnen das Haar rissen und in die Gesichter schlugen und kratzten.

Jose sprang auf und keuchte wild. Er hielt seinen Knüppel wieder. Mit beiden Händen hielt er ihn so krampfhaft, als wolle er seine Finger in das Holz hineinkrallen.

Schwere Versuchungen arbeiteten und wühlten in ihm. Sie wollten ihm fast die Brust zerreißen.

Soll er dreinschlagen oder nicht? Wenn man im Stande der Gnade ist, soll man sich nicht herumschlagen, hatte der Pfarrer gesagt. Und er, Jose, hatte dem Pfarrer, dem Herrgott im Himmel und der heiligen Maria hoch und teuer versprochen, an keiner Keilerei mehr teilzunehmen, und die Gnade nicht zu verunehren.

Jose sah, wie die Männer die Weiber von sich abwehrten, sich auf den Wagen schwangen und davonfuhren.

Jetzt konnte Jose es nicht mehr in sich halten:

„Wartet nur, ihr Satansbrüder, wenn ich wieder einmal aus dem Stande der Gnade bin!", brüllte er ihnen nach.

Die Weiber kochten noch lange. Dann eilten sie zum Wunderbäumchen zurück. Unversehrt stand es da, wie von heiliger Hand beschützt. Da begannen die Weiber des Jose's Schlauheit zu loben, so laut und mit so vielen Worten, daß der Landstreicher ganz verlegen wurde.

„Eigentlich hätte ich euch ja helfen sollen", meinte er verschämt, „aber ich habe dem Herrn Pfarrer in der Beichte versprochen, mich nicht mehr zu prügeln."

„Das war keine Prügelei", rief eine der Frauen erbittert, „das war unsere Pflicht, und auch deine, Jose. Man muß sich vor diesen Gottesräubern schützen. Das sind Mörder."

Jose wurde noch verlegener.

Nach einer Weile meinte er:

„Ihr habt es ja auch ohne meine Hilfe geschafft. Wäre es schlimmer geworden, dann hätte ich auch dreingeschlagen."

Dann wurden die Frauen praktisch:

„Zwei Frauen gehen in die Stadt und holen unsere Männer. Hier muß Nachtwache gehalten werden. Die Räuber kommen wieder. Und sie sollen nur kommen!"

Von jenem Abend ab wurde das Heiligtum des Irenentales wieder scharf bewacht.

Unruhige Tage folgten. Herr Markus kam kaum zur Ruhe. Eine neue Sorge folgte der anderen.

Er hatte von der Untat der Ouremer Männer, besonders des Ludwigs, gehört. Jose's Heldentugend konnte er nur loben. Doch er bangte. Wo vor, das wußte er selber nicht. Irgendetwas lag drohend in der Luft, das spürte er. In Ourem war man zwar überzeugt, das Wunderbäumchen sei nun vollständig zerstört. Die Wahrheit wird aber doch wohl bald dorthin kommen. In Fatima war man voller Schadenfreude. Diese neue Schmach wird man in Ourem nicht so bald vergessen.

Dann starb das Kind der Rosa. Der Keuchhusten entwickelte sich zur Lungenentzündung. An einem stillen Nachmittage hatte Herr Markus das Büblein begraben. Am offenen Grabe stehend, hatte er der heiligen Gottesmutter tief im Herzen gedankt, daß sie das Kind zu sich genommen habe. Rosa hatte ihre Schuld, davon war Herr Markus überzeugt, fromm abgebüßt. Des Kindes Tod war wohl das letzte Stücklein Buße, das ihr der Himmel auferlegt hatte. Oder war es Gnade?

Bald darauf wurde es aber noch schlimmer. Die Ouremer Zeitung brachte einen fürchterlichen Hetzartikel, voller Gotteslästerung und Hohnlachen über die Erscheinungen im Irenentale. Der Artikel schloß mit schlimmen Drohungen, und er war vom hochwürdigen Herrn Manuel unterzeichnet.

Dieser und zwei ihm folgende Artikel erregten in Fatima große Unruhen. Es ging das Gerücht umher, die Gotteshasser werden eine Bombe im Irenentale vergraben, die am dreizehnten Oktober explodieren solle.

Wie vom Teufel getrieben rann dieses Gerücht von Haus zu Haus und von Ohr zu Ohr. Die Leute wurden immer erregter. Ja, einige begannen bereits davon zu reden, die Kinder, den Franz, die Jacinta und die Luzia, mit Gewalt von Fatima fortzunehmen, damit der Pilgerauflauf des erwarteten 13. Oktobers ausfalle und man Ruhe vor der Regierungspartei bekäme. Hier und da wurden auch schon Zweifel laut: Vielleicht lügen die Kinder doch? Ist nicht alles doch wohl nur Einbildung? Wie kann die heilige Gottesmutter solchen Kindern, und gerade hier bei uns, erscheinen?

Die Eltern der Kinder hatten einen sehr schweren Stand. Franzens und Jacintas Eltern verteidigten ihre Kinder. Vater Manuel Pedro war ein geachteter Mann, dessen Wort bei allen sehr viel galt. Auch die stille, fromme Mutter Olympia hatte überall einen guten Namen. Man wagte es fast garnicht, vor ihnen die Kinder Lügner zu nennen oder von ihnen die Entfernung der Kleinen von Fatima zu fordern.

Luzias Vater Antonio Santos saß gerne in den Weinstuben. Er war ein hitzköpfiger Mann, der sich gerne seiner Trinkgenossen Meinung anschloß,

mit ihnen lachte und mit ihnen sich über Sachen erboste.

Dem Antonio wurde jetzt sehr viel über die Kinder und über den gefahrdrohenden 13. Oktober gesprochen. Er versprach seinen Freunden hoch und teuer, seiner Luzia alle Träumereien und Lügen aus dem Leibe zu schlagen. Kam er jedoch nach Haus und sah sein Kind, dann wagte er nicht einmal den Mund zu öffnen. Luzia flößte ihm große Scheu ein. Sie war so still, so bleich und so fromm, daß er sich im tiefsten Innern seiner bösen Worte über sie schämte, ja, daß er ihr kaum noch in die Augen schauen konnte. Nur wenn sie gerade nicht im Hause war, knurrte er auf. Mutter Maria Rosa, seine Frau, hörte ihm mit zusammengekniffenen Lippen zu. Sie kannte sein Gerede und achtete gewöhnlich nicht viel darauf.

Um diese Zeit faßte Antonios Knurren jedoch Fuß im Herzen der Mutter Maria Rosa. Sie war eine vielbeschäftigte Frau, und die vielen Besuche fremder Menschen, die während der letzten Wochen ihr Haus fast überströmmten, hatten ihrer Geduld einen scharfen Stoß gegeben. So weit hatte sie geschwiegen und alles ertragen. Ja, seit August glaubte sie selbst an die Wirklichkeit der Erscheinungen.

Nun kamen jedoch die Zweifel wieder. Und Mutter Maria Rosa begann um ihr Kind zu bangen. Sie war eine sehr nüchterne Frau, die ihre Kinder wirklich nicht durch Gehätschel und Gestreichel verzog. Sie war aber doch Mutter, die ihre Kinder in ihrer eigenen Art und Weise liebte — und die jetzt auch in ihrer eigenen Art und Weise um ihre Luzia zu bangen begann.

Die Kinder hatten von einem großen Wunder gesprochen, daß am 13. Oktober stattfinden werde. Ganz Portugal sprach davon, jede Zeitung berichtete darüber.

Wenn nun am 13. Oktober nichts geschieht? Welch eine Schande vor all' den Menschen, die da sein werden! Und welch ein Spott in den Zeitungen des ganzen Landes über die Familie Santos! Vielleicht nimmt man ihr die Luzia noch fort und steckt sie in ein Irrenhaus.

In ihrer Sorge um das Kind begann Frau Maria Rosa sehr streng mit der Luzia zu werden. Die Nachbarsleute brachten sie soweit, daß sie das Mädchen sogar schlug. Wirklich, Mutter Maria Rosa wußte garnicht mehr, wo ihr der Kopf stand. Jeden Tag kamen die Frauen, manchmal auch Männer, ins Haus und brachten neue Klagen und neue Unruhen. Es war den Leuten fast zur Gier geworden, zur Mutter Maria Rosa zu gehen und ihr die Ohren mit immer neuen Gerüchten, mit immer neuen Drohungen, die man gehört haben wollte, und mit immer neuen Gefahren vollzublasen, die der Luzia, der Familie Santos, ja der ganzen Fatimagemeinde bevorständen.

Mutter Maria Rosa war schon ganz nervös. Es fiel ihr garnicht ein sich zu fragen, warum die Leute denn nicht zu Franzens und Jacintas Eltern gingen. Sie war wie blind in ihrer großen Sorge und beobachtete deswegen auch nicht, daß die Leute zu ihr kamen, weil sie ihnen zuhörte, und daß die Leute einzig und allein durch die ihnen gegebene Gelegenheit, sprechen zu können, sich selbst erregten und in dieser Erregung Sachen erfanden, die garnicht da waren..

Jedes Mal nach solchen Besuchen rief Mutter Maria Rosa die Luzia zu sich her. Sie schimpfte und sie bettelte, sie schlug und sie herzte das Kind:

„Luzia, sag doch die Wahrheit. Sag, daß alles nur Lüge ist. Es soll dir nichts geschehen. Ich werde dich beschützen. Sag nur die Wahrheit, und du nimmst deiner Mutter viele große Sorgen ab."

Luzias Antwort war immer wieder:

„Ich kann nicht, Mutter. Die schöne Frau war wirklich da, und sie wird am 13. Oktober wieder kommen."

Nach solchen Worten wurde Mutter Maria Rosa sehr oft zornig. Sie stieß das Kind von sich, schlug es, drohte ihm, es bis nach dem 13. Oktober in eine dunkle Kammer einzuschließen, nannte es Lügnerin und Heuchlerin, im Herzen aber weinte sie die bittersten Muttertränen, die sie je im Leben vergossen hatte.

Am 19. September kam ein Brief zum Herrn Markus ins Pfarrhaus. Er war vom Herrn Manuel geschrieben. Herr Markus las dort:

„Die Ouremer Zeitung hat drei Artikel über Fatima veröffentlicht, die mit meinem Namen unterzeichnet waren. Seien Sie bitte so freundlich und benachrichten Sie die erzbischöfliche Kanzlei zu Lisabon, daß diese Artikel nicht von mir stammen. Meine Unterschrift ist gefälscht worden. Man hat mich wieder einmal für Sachen gebraucht, mit denen ich grundsätzlich nichts zu schaffen haben will. Zwar werde ich, so lange ich lebe, an meiner Meinung über die Erscheinungen festhalten, mit den Leuten von Ourem habe ich jedoch nichts mehr gemeinsam. Leider nimmt keine Zeitung von Portugal einen offenen Brief, in dem ich mich erklären könnte, an. Die Regierungszeitungen haben ihre Gründe dafür, die katholischen Zeitungen weigern sich, Fatima auch nur zu nennen. Außerdem bin ich

in Ungnaden gefallen, wie Sie ja wissen dürfen. Keine katholische Zeitung nimmt etwas von mir in ihre Spalten. Ich bin bei den Schwestern der heiligen Dorothea, im Kloster der ehrwürdigen Mutter Maria Judah. Habe an an die erzbischöfliche Kanzlei geschrieben, daß ich hier auf weitere Anweisungen meiner geistlichen Oberen warten werde. Nach Lissabon fahre ich nicht. Beten Sie für mich. Ihr ergebenster Manuel Sascao."

Herr Markus ließ sich noch an demselben Tage zum Erzpriester, zum hochwürdigen Herrn Faustino, fahren. Er wollte sich Rat holen. Er wollte nämlich sofort etwas unternehmen, um dem hochwürdigen Herrn Manuel zu helfen.

Herr Faustino las des Herrn Manuels Brief.

„Was nun?", fragte er den Herrn Markus.

„Ich fahre zu ihm hin, vielleicht kann ich ihm einreden, doch endlich einmal nachzugeben. Was wird man in Lissabon sagen, wenn dort des Herrn Manuels Brief ankommt? Er will bei den Schwestern auf Antwort warten. Sich der Kanzlei Anordnungen persönlich zu holen, weigert er sich. Ich werde aber noch etwas anderes tun. Ich möchte Sie um Erlaubnis bitten, einen öffentlichen Brief in unsere katholischen Zeitungen zu stellen, Herr Faustino, einen Brief, der den Herrn Manuel wenigstens bezüglich der Zeitungsartikel rechtfertigt. Die Oeffentlichkeit muß erfahren, daß Herr Manuel nichts damit zu tun hat, ja, daß die Regierungspartei seinen Namen mißbraucht hat.

Herr Faustino dachte nach.

„Ich kann nicht wagen, ohne Zustimmung der erzbischöflichen Kanzlei irgendetwas Oeffentliches in Sachen des Herrn Manuel zu unternehmen", sprach er nach einer Weile. „Der Gedanke eines öffentliches Briefes in unseren katholischen Zeitungen ist sehr gut. Schreiben Sie doch nach Lissabon und fragen Sie in der Kanzlei nach, ob es geraten sei, so zu handeln. Ich werde Ihrem Briefe ein paar Worte beifügen."

Herr Markus sah, daß Herr Faustino recht habe. Er meinte, man solle diesen Brief sofort schreiben.

Und so wurde es auch getan. Herr Markus setzte den Brief auf, Herr Faustino fügte ihm einige Sätze bei, und das Schreiben wurde nach Lissabon gesandt.

Darauf nahmen der Herr Markus und Herr Faustino den nächsten Zug und fuhren den Herrn Manuel aufzusuchen. Herr Faustino bestand darauf, mitzufahren, und Herr Markus freute sich, einen Begleiter zu haben.

Im Kloster der Schwestern von der heiligen Dorothea wurden die zwei Geistlichen von der ehrwürdigen Mutter Maria Judah empfangen. Herr Markus brauchte sich garnicht viel Mühe zu geben, der Mutter Oberin freundlich gegenüber zu sein. Mutter Maria Judah war sehr zuvorkommend. Zwar war sie kühl und etwas steif wie immer, sie behandelte den Herrn Markus jedoch mit derselben Zuvorkommenheit wie den Herrn Erzpriester.

Herr Manuel sei daheim, erklärte sie den Priestern.

„Sie werden ihn im Priesterhaus oder im Garten finden, Hochwürden", gab sie noch hinzu. „Gehen Sie nur. Ich werde inzwischen beten. Der Herr Manuel hat es sehr schwer. Leider macht er es sich selbst schwerer als nötig wäre. Leider."

Herr Markus und Herr Faustino schritten in den Garten. Dort trafen sie den Herrn Manuel auf einem Gartenstuhl sitzen.

Als Herr Manuel seine Besucher sah, erhob er sich. Seine Gesichtszüge waren finster zusammengezogen. Bevor der Herr Markus oder Herr Faustino etwas sagen konnten, sprach er:

„Sie werden mich entschuldigen, meine Herrn. Ihr Besuch ist wohl gemeint, das weiß ich. Ich kann ihn jedoch nicht annehmen. Bis ich nicht befriedigende Antwort von Lissabon habe, bleibe ich allein."

Er kehrte sich um und ging.

Verduzt schauten ihm Herr Markus und Herr Faustino nach.

„Kommen Sie", sprach Herr Markus da entschlossen, und schritt eilig durch den Garten, dem Priesterhause zu. Sie fanden jedoch den Herrn Manuel nicht. Auch im Kloster war er nicht. Er mußte fortgegangen sein. Herr Markus sah ein, daß es zwecklos sei, ihn zu suchen.

Es war eine schwere Nacht, die der Herr Markus darauf im Priesterhause der Schwestern von der heiligen Dorothea verbrachte. Er konnte nicht schlafen. Des Herrn Manuels Starrsinn peinigte und plagte ihn. Wo das nur noch enden mag?

Am nächsten Tage fuhren Herr Markus und Herr Faustino zurück. Herr Manuel war nicht mehr ins Priesterhaus gekommen. Herr Markus gab ihn verloren.

Zu Hause begann Herr Markus eine Novene zur heiligen Jungfrau des Irenentales für den Herrn Manuel zu machen. Er dachte viel an ihn, so viel, wie es ihm seine anderen Sorgen erlaubten. Und dieser Sorgen waren nicht wenig. Denn in Fatima wurde es immer unruhiger. Die Furcht vor dem 13. Oktober stieg. Man hörte jetzt schon

fast mehr dagegen als dafür reden.

Das tat der Frömmigkeit der Gemeinde von Fatima gewiß keinen großen Nutzen. Im Gegenteil, es erweckte Leidenschaften, Klatschsucht, Kleinmütigkeit, Hetzerei und Feindschaft. Und alles das im kleinen Fatima, an einem Orte, der, wie Herr Markus felsenfest überzeugt war, durch das Kommen Marias ganz besonders begnadet war.

Auch Herr Markus wurde immer unruhiger. Zwar sprach er sich oft die Worte des Heilandes an die Apostel vor: „O, ihr Kleinmütigen", zwar sagte er sich, daß man von seinem Volke doch nicht einmal halb so viel erwarten könne wie von den so oft wankelnden Aposteln, und daß deshalb viel Geduld aufgebracht werden müsse, zu dieser Geduld wollte es jedoch fast garnicht kommen.

Ja, Herr Markus stellte in stillen Gebetsstunden demütig fest, daß auch ihm noch sehr viel vom Geiste der Jünger Christi fehlte. Selbst vom Geiste jener Zeit, als diese heiligen Männer noch unvollkommen waren. Denn eines mußte er ihnen zuerkennen: So wankelmütig sie auch mitzeiten wurden, ihre Geduld verloren sie doch nicht ganz. Wenigstens nicht so weit, wie er, der Herr Markus. Denn sie blieben durch dick und durch dünn drei volle Jahre bei ihrem Meister.

Am 29. September, vor dem Mittagessen noch, kam der hochwürdige Herr Doktor Nunes Formigao nach Fatima. Er stieg beim Herrn Markus ab und erklärte, daß er gekommen sei, noch einmal mit den Kindern zu reden.

Herr Markus fragte, was man denn vom hochwürdigen Herrn Manuel höre.

„Ich weiß nichts Näheres", berichtete Herr Formigao. „Jedenfalls war er bis heute noch nicht in Lissabon. Ob man ihn der Kirchenstrafe unterstellt hat oder nicht, ist mir unbekannt. Habe gehört, er habe sich brieflich an den Generalvikar gewandt und gebeten, ihm Gelegenheit zu geben, den Kardinal-Erzbischof selbst zu sprechen."

„Der Kardinal-Erzbischof ist aber doch nicht im Lande", schüttelte Herr Markus den Kopf. „Seit ihn die Regierung vertrieben hat und er im Auslande wohnen muß, hat er doch alle Vollmachten dem Generalvikar überlassen. So weit ich weiß, nimmt der Kardinal-Erzbischof überhaupt keine Diözesanfragen an. Wenigstens so lange nicht, wie er gezwungen ist, im Auslande zu leben. Weiß der Herr Manuel denn das nicht?"

Herr Formigao zuckte nur mit den Schultern.

„Ich weiß nicht, ich weiß nichts, Herr Markus. Ich kann den Herrn Manuel einfach nicht begreifen. Er kämpft einen verlorenen Kampf, vollständig blind in seiner Starrköpfigkeit."

Herr Markus erzählte dem Formigao von den neuesten Unruhen in Fatima. Herr Formigao hörte aufmerksam zu. Darüber hatte er wirklich noch nichts gehört.

„Das gibt mir nun doppelte Pflicht, die Kinder und ihre Aussagen zu prüfen. Sind die Erscheinungen wahr, ist nichts zu fürchten. Sind sie unwahr, dann fürchte ich wirklich ernst. Mit dem Volke ist nicht zu spaßen. Und mit den Ungläubigen — Sie wissen ja, Herr Markus, was unserer Harren würde, wenn Schwindel oder Lüge nachgewiesen werden könnte."

Herr Markus führte den hochwürdigen Herrn Doktor Formigao zum Haus des Manuel Pedro. Ehrfürchtig begrüßte Manuel Pedro die Geistlichen. Jacinta war zu Hause, Franz war irgendwo in der Stadt. Manuel Pedro sandte eines seiner Kinder, ihn zu rufen.

Herr Formigao sprach inzwischen mit den Eltern. Er wollte auch sie nach Charakter und Tugend prüfen. Eine halbe Stunde später kamen Franz und Jacinta ins Zimmer. Jacinta drängte sich schüchtern an die Mutter, Franz stellte sich mit heißen Wangen und glitzenden Augen mitten in die Stube. Er hatte seinen weichen, breiten Schlapphut aufbehalten.

Herr Formigao betrachtete sich den Buben mit kritischen Blicken.

Da hörte er die kleine Jacinta sagen:

„Franz, nimm den Hut ab."

Franz folgte sofort. Er ließ seine Blicke nicht vom Herrn Formigao. Und Herr Formigao konnte nicht von den Augen des Knaben fortschauen. Im ersten Augenblicke meinte er, einen ganz gewöhnlichen, wilden, unartigen Jungen vor sich zu haben. Dann aber, als Franz nicht nachgab, den Priester mit hellen Blicken anzuschauen, sah Formigao mehr.

Fortsetzung folgt.

Herr, laß mein Leben wie eine Kerze sein,
Die leuchtend sich verzehrt vor deinem Angesicht,
Und die mit ihrem hellen, warmen Schein
Das schwere, schwarze Dunkel sanft durchbricht.
Wie wartender Advent laß meine Tage sein,
Ein Gottgeheimnis und ein starkes Hoffen,
Ein willig Weiterschreiten, treu und rein,
Und ein Bereitsein, frohgemut und offen.

(G. Voigt)

STUDENT BURSE

Die Oblatenmissionare tragen ein Missionskreuz. Stirbt einer unserer Patres, wird sein Name in das Missionskreuz eingraviert, das Kreuz selbst wird einem der jungen Missionare als Missionskreuz gegeben. In jedem Oblatenhause hängt über der Tür der Kapelle ein kleines, ganz einfaches Holzkreuzlein. Über ihm steht geschrieben: „Dem, der nächstens stirbt". Dieses Holzkreuzlein wird dem verstorbenen Oblatenmissionar mit ins Grab gegeben.

So mancher unserer guten verstorbenen Patres kam aus blutarmer Familie zum Priestertum der Oblatenmissionare. Andere, gutherzige Menschen halfen ihm. Wieviel Gutes so ein Priester wohl in seinem Leben gewirkt hat? Und das alles Dank der großmütigen Hilfe frommer Christen, die ihm durch ihre Hilfe den Weg zum Altar und zum Missionspriestertum möglich gemacht hatten.

Unsere „Student Burse" hat ebenfalls den Zweck, armen Studenten den Weg zum Priestertum zu ermöglichen. Viele helfen, wer möchte auch noch mithelfen?

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.





Der Marienbote ist die einzige deutsche Katholische Zeitschrift in Canada. Unterstützt ihn! Auf dem gelben Namenszettel ist es angegeben, ob Sie den Marienboten bezahlt haben oder nicht. Sollte es nicht stimmen, schreiben Sie an the Marian Press, Box 249, Battleford, Sask.. Wenn auf dem Zettel nicht 49 oder 50 steht, dann sind Sie rückständig, und wir müssen annehmen, daß Sie den Marienboten nicht weiter wünschen.

